Die Zukunft.

Berlin, den 25. August 1900.

Als die Toten erwachten.

Tientsin, im August 1900.

Lieber Onkel,

Dank für Dein und Tantes Telegramm, das ich beantwortete. Hoffentlich erreicht meine Depesche Euch; sicher ists nicht, denn kein Mensch weiß, wer hier jetzt eigentlich Koch und wer Kellner ist. Seit meiner Hochzeit bin ich nicht so viel angekabelt worden wie während der letzten drei Tage (Anna und Lenerl sind übrigens munter und grüßen). Ganz nett, so eine Weile verschollen sein; die Leute lernen Einen dann wenigstens schätzen. Immerhin war ich über den Ton all der Depeschen erstaunt. Das roch so merkwürdig nach Räucherpfanne und welkenden Totenkränzen. Wart Ihr denn wirklich in solcher Mordsangst? Lieber Himmel: wenn man nach Asien geht, um schneller, als es im theuren Vaterlande der billigen Arbeit möglich ist, seinen Rebbach zu machen, darf man sich nicht wundern, daß es manchmal ein Bischen dick kommt. Wo klobig verdient wird, heißts gewöhnlich: va banque; und kein Vernünftiger wird sich einbilden, daß er im Lande der gelben und blauen Flüsse so behaglich und sicher leben kann wie im Dunstkreis der Panke. Oder giebts die gar nicht mehr? Mir dämmert so was. Habt Ihr die Goldgräbergeschichten schon ganz vergessen? Wir nehmen den Leuten hier den Boden weg, ziehen, unter dem Vorwande, der Kultur Pionierdienst zu leisten, ihnen das erbsenfarbige Fell über die Ohren und zwingen ihnen Sitten auf, die sie mehr hassen als die ihnen vertrautere Pest. Natürlich giebts da von Zeit zu Zeit eine kleinere oder größere Schlächterei. In Asien werden Menschenleben nicht so hoch eingeschätzt wie auf dem Halb-

inselchen, das Ihr Europa nennt. Wer vorsichtig ist, kommt aber fast immer durch. Jetzt wars ja recht schlimm; aber die eben erwähnte Pest ist, wenn sies gerade gut meint, auch nicht von Pappe. Damit müßt Ihr Euch abfinden; wir müssens auch. Als ich meinen Stoß von Depeschen und Briefen durchstudirte, fiel mir besonders der fromme, gottselige Pastoralklang auf. Daran ist man gar nicht mehr gewöhnt. Und ich denke, Ihr führt Krieg? In dieser Stimmung? Schmeckt gar nicht nach preußischer Schneidigkeit. Ich glaube, es war der Talmi-Perser Bodenstedt, der mal gesagt hat:

Ihr mögt von Kriegs- und Heldenruhm,
So viel und wie Ihr wollt, verkünden:
Nur schweigt von Eurem Christenthum,
Gepredigt aus Kanonenschlünden.
Bedürft Ihr Proben Eures Muths,
So schlagt Euch wie die Helden weiland,
Vergießt, so viel Ihr müßt, des Bluts,
Nur redet nicht dabei vom Heiland!

Na, nehmts nicht übel! Man wird hier unten schließlich zum halben Heiden und bekommt eine gräulich scharfe Witterung für Europens übertünchte Phraseologie; aber wie gut Ihr Alle es meint, weiß ich doch noch. Und seit ich gestern und vorgestern die Zeitungen der letzten Wochen durchgeackert habe, ist der Litaneiton mir kein ganzes Räthsel mehr. Kinder, da stehen wilde Sachen! Wenn Ihr all die Geschichten geglaubt habt, mag die Zeit Euch noch schwerer gewesen sein als uns.

Also wir waren tot, mausetot, so tot, wie ein gebildeter Europäer überhaupt nur sein kann. Ungefähr vier Wochen lang. So um die Julimitte wurden wir abgeschlachtet, „nach heldenmüthigem Widerstand bis auf den letzten Mann niedergemacht." Von allen in Peking weilenden Europäern trug kein Einziger auch nur das nackte Leben davon. Und nachher wurden unsere Leichen zerstückt, geschändet und die rauchenden Fetzen im Triumph durch die Straßen geschleift. Frauen und Kinder hatten wir vorher erschossen, um sie nicht in die Hände der gelben Halunken fallen zu lassen. Das habe ich nun in vier großen Zeitungen gelesen. So ziemlich stimmen die Berichte überein; nur der Lokalanzeiger war ganz besonders gut unterrichtet. Und die ihm verbündete „Woche" natürlich. Da war beinahe jede Phase der letzten Kämpfe ausführlich geschildert; und als ich las, wie das Thor gesprengt wurde und die Horde sich in wüthendem Jubel auf uns stürzte, überlief es mich ordentlich. War ich am Ende doch tot? Da stand es ja, unter dem Datum des vierzehnten Julitages: „Es liegt etwas unerhört Grausames

in dem Schicksal dieser Unglücklichen. Gerade in der Zeit des Verkehrs, die fast keine Entfernungen mehr kennt und Zeit und Raum durch ihre Erfindungen überbrückt, werden Hunderte unschuldiger Opfer hingeschlachtet, während die ganze civilisirte Welt mit ängstlicher Spannung ihr Geschick verfolgt, ohne helfen zu können. Die Fremden haben sich tapfer gewehrt; namentlich die Deutschen haben mit Löwenmuth gekämpft und schließlich, nachdem sie schon vorher das Tsung-Li-Yamen zerstört hatten, eins der Stadtmauerthore (siehe Abbildung), die, mit Geschützen ausgerüstet, kleine Festungen bilden, erobert und sich darin bis aufs Aeußerste vertheidigt. Jetzt sind sie mit den anderen Europäern im Tode vereint. Auch vom Personal der Gesandtschaften (siehe Abbildung) ist Niemand leben geblieben." Und so weiter. Nie habe ich lebhafter bedauert, daß ich nur zur misera plebs gehöre. Die im Rang Höheren sind durch ein Bild mit einem Totenkreuz dahinter verewigt worden. Die Bilder sind sprechend unähnlich — unser Merklinghaus sieht wie ein japanischer Stabsoffizier aus —, aber es muß doch ein hübsches Andenken sein. Vielleicht werden wir Anderen nachträglich noch konterfeit; ich könnte ein paar Kodak-Aufnahmen zur Verfügung stellen, falls bei Scherl was zu machen ist. Einstweilen begnüge ich mich mit dem immerhin ungewöhnlichen Vergnügen, bei einer Tasse Pecco und einer achtbaren Cigarette zu lesen, daß wir Alle längst tot sind und daß wir, bevor wir abgeschlachtet und in Stücke zerschnitten wurden, uns als ganz famose, löwenmuthige Kerls bewährt haben. Das von sich zu lesen, ist ein höchst aparter Genuß. Nur quält mich der Zweifel, ob es nach solchen Nekrologen nicht eigentlich unanständig ist, noch weiterzuleben. Doch gar zu gewissenhaft soll man auch nicht sein. Ein wahrer Segen, daß in den Expeditionen nicht so felsenfest an unseren Tod geglaubt worden ist wie in den Redaktionen; sonst wären die Blätter uns nicht so pünktlich nach Peking geliefert worden und wir wären um eine Lecture gekommen, die uns nach den Schrecken dieses bösen Sommers die erste heitere Stunde ohne jegliche Trübung bereitet hat.

Wenn Ihr nun wieder mal schreibt, habt doch die Güte, mir mitzutheilen, wie man sich den Ursprung dieser Berichte erklärt hat. Ueberall wird gemeldet, kein einziger Europäer sei dem Gemetzel entronnen. Wer hat aus der abgesperrten Stadt nun all die Spukgeschichten ins Freie befördert und die Gefühlsregungen der sterbenden Weißhäute so anschaulich geschildert? Ihr habt doch selbst gelesen, daß der englische Generalkonsul in Shanghai für eine Depesche nach und Rückantwort von Peking baare zwanzigtausend Mark geboten und in einer Chinesenbank deponirt hat; die Sache war nicht zu machen.

Glaubt Ihr, daß Eure Zeitungleute mehr gezahlt haben? Ich habe für jedes gedruckte Wort die dem Bürger ziemende Empfindung ehrerbietigster Gläubigkeit; hier aber versagt meines Unterthanenverstandes beschränkte Haftpflicht. Und bei Euch hat offenbar Keiner die Wahrheit des Gemeldeten zu bezweifeln gewagt. Ich las ja sogar, daß der alte Virchow, der in der Politik freilich immer vom Unglück verfolgt war, in irgend einer wissenschaftlichen Gesellschaft dem klugen Halbchinesen Sir Robert Hart einen rühmlichen Nachruf gespendet hat. Dabei fiel mir unser Freund Boettticher ein, der noch vor dem zwanzigsten März 90 den höchst lebendigen Bismarck im Bundesrath feierlich einbuddelte. Sir Robert mag schön gelacht haben ... Aber ist die Sache nur komisch? Ueberlegt mal 'nen Augenblick. Ihr habt drüben von den hiesigen Verhältnissen keine Ahnung. Von allen Nachrichten, die ich gelesen habe, sind neun Zehntel aus der Luft gegriffen und das letzte Zehntel ist auch nur ungefähr annähernd richtig. Das konnte jeder verständige Mensch sich nach früheren Erfahrungen an den fünf Fingern abzählen; und doch fällt Jeder drauf rein. Jeder; auch die Offiziellen. So geht es nun schon seit Jahren; und dadurch ist die Sache hier so böse verbuttert worden. Die verehrlichen Diplomaten haben sich in Peking sehr gut amusirt, Tennis, Golf und Fußball gespielt und — der Lieutenant von Lösch hat es in seinem gedruckten Brief treu nach dem Leben berichtet — die excellenten Lippen zu spöttischem Lächeln verzogen, wenn Unsereiner, der die Dinge länger und aus geringerem Abstand kennt, vor nahen Gefahren warnte. Und die noch viel verehrlichere Presse hat Ammenmärchen in die Welt gesetzt. Im Mai, als der Boxerlärm lauter wurde, wußten wir alten Chinesen, was die Glocke geschlagen hat; unmöglich, was zu erreichen. Immer wieder ließen die Leute sich von den höllisch geriebenen Mandarinen beschwatzen. Und Ihr erfuhrt nichts, — wenigstens nichts Gescheites. Seht mal im Etat nach, was solche asiatische Gesandtschaft das Reich jährlich kostet, und vergleicht damit ihre Leistung. Ketteler war ein tapferer und wohlwollender Mann, dessen Schicksal wir Alle beklagen; aber er fand sich hier auch nicht zurecht. Er könnte heute noch leben, wenn er sich nicht hoch zu Roß, sondern in einer verhängten Sänfte auf den Weg nach dem Tsung-Li-Yamen gemacht hätte. Die Boxer bedrohten zunächst die Mandschu-Dynastie, die, weil sie den Fremden stets nachgegeben hat, um allen Kredit gekommen ist. Ihr mußten die Europäer Hilfe bringen; da sie es nicht thaten, blieb der alten Hexe von Kaiserin nichts Anderes übrig, als die „weißen Teufel" preiszugeben und mit den Meuterern zu paktiren. Die Leute hier sind um den Finger zu wickeln, wenn man sie vorher an der

richtigen Stelle gekitzelt und ihre kindische Empfindlichkeit geschont hat. Ihr wißt: ich freue mich über jeden neuen Fleck Erde, den Deutsche erobern; aber die Sache muß mit Takt und Geschicklichkeit angefaßt werden. Warum mußten wir gerade einen Landstrich nehmen, der den Chinesen durch die Grabstätte ihres Confucius geheiligt ist? Warum mit Russen und Franzosen, die ganz andere Interessen haben, den siegreichen Japanern den Weg ins Herz des Reiches der Mitte sperren? Warum dem mit allen Wassern gewaschenen Gauner Li-Hung-Tschang wie einem Halbgott huldigen und den japanischen Marschall Yamagata, der zugleich mit ihm in Berlin war, links liegen lassen? Warum einen erbitternden Bruch des uralten Hofceremoniells erzwingen, der schließlich doch nur einen schnell vorübergehenden Effekt, aber keinen dauernden Vortheil brachte? Warum? ... Weil Ihr, „in der Zeit des Verkehrs, die fast keine Entfernungen mehr kennt und Zeit und Raum durch ihre Erfindungen überbrückt", von den hiesigen Verhältnissen keinen Schimmer habt und blind Alles glaubt, was in der Zeitung steht. Die amerikanische Presse, die ich von meinen Broadwayjahren her gründlich kenne, ist wahrhaftig kein Muster an würdevoller Gewissenhaftigkeit; aber sie wird auch von ernsten Leuten drüben nicht ernst genommen. Die wissen, was business ist, was der Konkurrenzkampf um die tägliche Sensation fordert, und halten, trotz zehntausend Einzelheiten, nicht jede Schauergeschichte für wahr. Vielleicht haben deshalb die Yankees die vernünftigste Politik getrieben: sie sind einfach und ohne viel Geräusch auf Peking losmarschirt, um selbst zu sehen, wie da die Dinge lägen. Dieses Vergnügen hätten sie sich und uns freilich schon ein paar Sommerwochen früher bereiten können, ohne größere Schwierigkeiten auf ihrem Wege zu finden. Endlich aber haben sies wenigstens gewagt und damit auf Europas Prestige einen nachdenklich stimmenden Schatten geworfen. Wir guten Deutschen können den amerikanischen Preßbetrieb nachahmen, aber uns fehlt der als Korrelat dazu unentbehrliche Gleichmuth; wir sind zu leichtgläubig, zu biedermännisch und tragen alles schwarz auf Weiß Gedruckte kritiklos in unseres Herzens Schrein. Es ist ja sehr liebevoll, daß, wie ich gelesen habe, während wir im pekinger Wurstkessel schmorten und nicht wußten, ob wir mit Weib und Kind den Abend erleben würden, in den heimischen Kirchen für unsere armen abgeschiedenen Seelen gebetet wurde; aber ... Du erinnerst Dich wohl meiner vielverhöhnten Schrulle, Verse, die mir was sagen, auf den Block zu kritzeln. Da fand ich beim Packen neulich auch die Verse von Ebers, dessen egyptische Maskeraden Dir immer so merkwürdig gefielen:

Auf einem Fels stand Moses im Gebete.
Schlachtruf erscholl, es schmettert die Drommete.
Hob er die Hände, war sein Volk im Siegen,
Ließ er sie sinken, mußt' es unterliegen.
Wie groß dies Bild vor meiner Seele steht!
Wohl liegen Wunderkräfte im Gebet;
Doch fordert Gott, verlangt Ihr seinen Segen,
Die Hände, die er Euch verlieh, zu regen,
Laßt Ihr sie thatenlos im Schoße liegen,
Wird Euer Feind, wie Ihr auch betet, siegen!

Die Verse sind ja spottschlecht; aber der billige Sinn leuchtet mir heute noch ein. Nun will ich natürlich nicht etwa behaupten, daheim sei gar nichts für uns gethan worden. Das wäre ungerecht und unsinnig. Mancherlei ist vorbereitet worden, an geräuschvollem Bemühen hat es nicht gefehlt und wir wissen namentlich zu schätzen, daß der Kaiser Jedem, der einen der in Peking eingeschlossenen Fremden retten würde, eine Belohnung von tausend Taels versprochen hat. Die zwei bis drei Millionen Mark, die Das zum jetzigen Kurs ausmachen wird, werden wahrscheinlich nun Japaner und Amerikaner, vielleicht auch Russen und Briten schlucken. Oder sollen etwa gar die Chinesen sie einsäckeln, irgend ein Tsching oder Tschung, der uns „lebend einer europäischen Behörde überliefert" hat? So ähnlich wird es wohl kommen. Denn Deutsche gab es nicht in dem Heer, das uns befreit hat. Ich wollte es erst nicht glauben und räthselhaft ist mirs bis auf diese Stunde geblieben; aber die Thatsache ist nicht wegzuradiren: kein Landsmann focht in dem Entsatzcorps und wir harrten, als nach langer Vereinsamung endlich wieder Europäerstimmen an unser Ohr schlugen, vergebens auf einen heimischen Laut. Am Sechzehnten wehten die fremden Fahnen auf Pekings Mauern; aber eine deutsche war nicht darunter. Und doch hatte, wie wir jetzt erfahren, der Kaiser schon anfangs Juli in Wilhelmshaven gesagt, nicht eher werde er ruhen, als bis die Reichsfahne auf die Zinnen der Chinesenhauptstadt gepflanzt sei. Die Fahne wird wohl bald flattern, aber der Eindruck, den das Fehlen der Deutschen machen mußte, wird aus dem Eigensinn der gelben Bande nicht leicht zu verwischen sein.

Nun soll Waldersee kommen. Ich kenne ihn von 70 her, wo er zwar eben so wenig wie 66 je Truppen geführt hat — nicht zwei Mann —, aber als Besorger delikater Aufträge gute Arbeit gethan haben soll. Bin nur neugierig, was er hier machen will. Vor den ersten Oktobertagen kann er beim besten Willen nicht marschfertig sein und bis dahin muß die Geschichte sich irgendwie entschieden haben. Noch eine Reise, wie die des liebenswür-

digen Prinzen Heinrich war, würde nicht gerade günstig wirken. Und daran, daß die sogenannte Einheit der Mächte Monate lang dauern könnte, denkt im Ernst doch kein Mensch, der sich an Kreta und den viel kleineren Türkenbraten erinnert. Die Franzosen fangen schon über uns zu ulken an; lies den Figaro! Die Einigkeit wird darin bestehen, daß man mit vereinten Kräften dem Herrn Generalissimus die Hölle heiß machen und ihm die Gelbsucht an den Hals ärgern wird. Die Sache kann nicht gehen, schon weil der höchste Befehlshaber die Verhältnisse, Klima, Terrain, Volkscharakter, Landessitten, am Besten kennen muß und wir Keinen zu versenden haben, der sich in diesen Dingen mit Engländern und Russen (von den Japanern ganz abgesehen) messen kann. Wo ist der Gedanke an Walderse eigentlich aufgetaucht? Nicht mal darüber wird man aus Euren Zeitungen klug. Der russische Reichsanzeiger meldet, Kaiser Wilhelm habe beim Zaren angefragt, und bei Euch wird offiziös und hochoffiziell, sogar in Allerhöchsten Kundgebungen, gesagt, die Initiative sei vom Selbstherrscher aller Reußen ausgegangen. Nächstens wird man die Zeit zurücksehnen müssen, wo man keinen Centimeter bedruckten Holzpapiers zu Gesicht bekam; da brauchte man sich wenigstens nicht zwecklos den Kopf zu zerbrechen. Einerlei: ich und meine Freunde, wir sind von dem Entschluß durchaus nicht entzückt. Wir haben Ruhe nöthig; wenn wir die nicht bald kriegen, ist für Geschäftsleute hier für die nächsten zehn Jahre überhaupt nichts mehr zu machen. Dadurch, daß dreihundert oder dreitausend Chinesen geköpft und dem Deutschen Reich zwei Milliarden — zahlbar am zweiunddreißigsten Januar 1900 — versprochen werden, wird uns nicht geholfen. Ich freue mich riesig darauf, mit den Kameraden aus der Heimath einen guten Schoppen zu leeren, habe einstweilen aber keine Ahnung, was sie hier ausrichten sollen, und finde es unter diesen Umständen sehr vernünftig und vorsichtig, daß Ihr die Feierlichkeiten, die sonst erst der Einzug der Sieger bringt, Empfänge, Blumen, Jubel und ähnliche Chosen, diesmal schon bei der Ausreise veranstaltet habt. Neu, aber praktisch und für künftige Fälle sehr zu empfehlen.

Zieh die Stirn nicht kraus, Onkel August. Wenn ich erst in Ordnung bin, schicke ich Dir auch mein Tagebuch aus der Belagerungzeit. Vorläufig mußt Du mir schon gestatten, daß ich mich wieder lebendig fühle und mir beim Erwachen aus dem Gruftgrausen meine Gedanken mache. Ists denn meine Schuld, wenn ich finde, daß die deutsche Welt sich sehr seltsam verändert hat?

Herzliche Grüße ruft Euch übers Meer

der verstorbene

Fritz.

Heimathkunst.

Man spricht jetzt viel von „Heimathkunst“. Das ist das neueste Schlagwort; und Manche werden darum nicht ohne Grund mißtrauisch sein. Was soll es heißen, werden sie sagen, daß jetzt jedes Ländchen und jede Provinz durchaus ihre eigene Kunst haben wollen, in der ihre „besondere Art“ gleichsam sich selbst heroisirt, sich gehörig aufbläht? Gehört nicht die Kunst der ganzen Welt an und soll nicht der Künstler darum ein Weltbürger sein?... Die so sprechen, sagen in ihrer Weise gewiß nichts Thörichtes. Es wäre traurig, wenn der Künstler jemals den Anspruch aufgeben wollte, im edelsten Sinne Weltbürger zu sein. Aber noch trauriger wäre es, wenn er darum aufhören wollte, ein Heimathbürger zu sein. Es gab eine Zeit, da war der „Weltbürger“ ein Ideal. Da saß man auf seiner Scholle und baute seinen Kohl, hatte sein Häuschen und sein Gärtchen und kam sich wie ein gewaltiger Abenteurer vor, wenn man sich mal für drei Tage in die Postkutsche setzte, um von Berlin nach Dresden zu fahren. Da war denn freilich ein Mann, der Rom und Paris gesehen hatte, ein Wunderthier und vermochte, heimgekehrt, seinen braven deutschen Pfahl- und Mitbürgern unheimlich zu imponiren. Und damals war es auch gewiß etwas Großes, der Weltanschauung der nächsten Kirchthurmsbannmeile entronnen zu sein und die Dinge dieser Erde mit echtem Weltbürgerweitblick zu betrachten. Die Heimath blieb ja doch immer, was sie war, der unantastbare Fleck Erde, der den natürlichen Mittelpunkt der gesammten seelischen Existenz bildete. Landschaft sonderte sich gegen Landschaft klar und bestimmt ab; keine bedrohte die Eigenart der anderen; selbst ein fremder Eroberer konnte sie wohl nehmen, aber nicht umgestalten. Alle Volksschätze ruhten noch tief im Boden und Niemand hatte die Kraft, sie herauszureißen.

Heute ist es anders geworden. Schon der bloße Name „Weltbürger“ hat eine bedenkliche Verflachung erfahren. Man kann es so leicht werden, denn das bischen Reisen ist ja gar so bequem. Von Thal zu Thal, von Landschaft zu Landschaft, von Land zu Land sind die raschesten und häufigsten Verbindungen hergestellt. Die eine Volksschicht fluthet in die andere hinüber; Vermischungen und Vermengungen finden ununterbrochen statt; kaum giebt es in Europa noch ein Thal oder Hochgebirgsdorf, das seine Abgeschlossenheit bewahrt hätte und nicht irgendwie bereits „der Kultur erschlossen“ wäre. Und in diesem ungeheuren Umwandlungprozeß unserer gesammten Civilisation, der alle Dämme niederreißt, kämpft jedes Volksnaturell und jede landschaftliche Eigenart ihren Kampf auf Tod und Leben um die Integrität ihres Daseins. Mit Schrecken sehen wir, wie sich unter dem Schutz-

sittlich des allgemeinen Weltbürgerthums die allgemeine Nivellirung ausgebreitet hat.

Da gilt es denn also hauptsächlich, von der alten individuellen Eigenart der einzelnen Landestheile noch zu erhalten, was irgend zu erhalten ist. Und gewiß ist die Kunst ganz besonders berufen, hier thatkräftig einzuspringen. Denn die Kunst, mag sie auch überall mit ihrer Krone in den Himmel reichen, bleibt doch stets mit ihren Wurzeln an das feste Erdreich einer engeren Heimath gebunden. Man kann sie nicht beliebig entwurzeln und umpflanzen: zu viel von ihrer besten Kraft ginge dabei verloren. Aber nicht nur um der Nivellirung entgegenzutreten, auch um der Kunst selber ihre jeweilige Eigenkraft in ihrer Herbheit und Keuschheit zu erhalten, fordert man heute die Pflege der „Heimathkunst". Es ist Thorheit, von einem allgemeinen modernen Kunststil, etwa mit dem Centrum Paris, zu sprechen. Die Kunst hat von je her das Besondere gewollt und selbst das Besonderste und Allerbesonderste hat sie noch niemals geschreckt. Es mag in der modernen Welt gemeinsame Kunstmittel geben, aber es giebt nicht eine gemeinsame Kunst. Die technischen Ausdrucksmittel, die gewiß Alle sich aneignen sollen, sind nicht dazu da, die Kunst der verschiedenen Länder zu uniformiren. Man kann in Paris zeichnen, malen, modelliren lernen, aber man kann nicht lernen, ein Künstler zu sein. Der Künstler wächst aus dem Boden seiner Heimath. Dort kann er ein „Raffael ohne Hände" sein, unfähig, sich auszudrücken, aber die Seelenfülle des Künstlerberufes liegt dennoch in ihm. Das, was er der Kunst als sein Besonderstes zubringen wird, der individuelle Ausbruch und erhöhte Ausdruck einer Volksseele, ist ihm von Natur eigen und ein Geschenk der Landschaft. Wenn er später, wo immer, die Mittel sich erwirbt, jenes Eigene zum Ausdruck zu bringen, dann wird ihn der Gebrauch jener Mittel nicht zum befangenen Schulmitglied stempeln, sondern zum freien Schöpfer emporheben, der die Welt seines Inneren verkündet. So ist etwa Uhde in allen Mitteln der Franzosen erfahren und hat nicht den mindesten Grund, seine pariser Schulausbildung zu verleugnen. Aber er ist seiner ganzen Wesenheit nach ein so echt deutscher Künstler, daß die Franzosen ihn als Fremdling empfinden und die mannichfachsten Versuche machen, ihn für ihr Kunstempfinden zu übersetzen. Wer aber als Deutscher Uhde näher kennt, wird nichts weniger in ihm erblicken als etwa den Normal-Deutschen. Er wird vielmehr eine provinziale Eigenart seines Wesens herausfühlen, ein unverkennbar sächsisches Element, das ihn als Landsmann Luthers und Cranachs kenntlich macht. Der Maler Uhde verdankt den starken Ausdruck seiner Individualität seiner Heimathangehörigkeit.

Aber nicht alle Künstler besitzen gleich Uhde jene individuelle Kraft, um fremden Schuleinflüssen gegenüber ihre Eigenart nachdrücklich zu behaupten.

Lichtwark hat darüber lehrreiche Beispiele gesammelt, von jungen Hamburgern, die daheim ganz naiv einen eigenen Ausdrucksstil gefunden hatten, draußen aber, dem Gleichmacherunwesen der Akademien ausgesetzt, ihre Muttersprache verlernten und sich ein gebildet klingendes Kunst-Volapük anquälten. Aehnliche Beispiele aber kennt die Kunstgeschichte zu Hunderten, namentlich von Niederländern, die, wie Mabuse im sechzehnten Jahrhundert, sich nach Italien verloren, um dort die „Sprache des Michelangelo" zu lernen, das berühmte Räuspern und Spucken sich auch wirklich aneigneten, aber die Grundlage ihres wahren Schaffens völlig einbüßten. Solch ein Mabuse konnte es zwar erreichen, kein Niederländer mehr zu sein; aber ein Italiener konnte er nicht werden. Das, was er in seinem Herzen vielleicht für niederländische Plumpheit hielt, behielt er bei, trotz schöngeschwungenen Muskeln und gespreizten Fingern, und die Italiener lachten über den deutschen Tölpel, der sich so geziert geberdete und doch nimmermehr Italienisch lernte. Das eigentlich Bodenwüchsige aber war von dem aufgeklebten Falschkram völlig überwuchert und unfähig geworden, sich zum Ausdruck zu bringen.

Man kann vielleicht sagen, daß Künstler, die befähigt waren, so sich selbst zu verlieren, keinerlei Bestimmung hatten, an der Entwickelung der Kunst mitzuarbeiten. Und gewiß ist der aristokratische Standpunkt nicht zu verwerfen, daß in der Kunst überhaupt nur die „Nummer Eins" zähle. Aber soll man deshalb Alle, die zu Nummer Zwei und Drei zu zählen wären, kaltherzig ihrem Schicksal überlassen? Das wäre mindestens doch unpolitisch. Es giebt auch für die Kunstentwickelung und Kunstpflege allgemeine Wirthschaftgrundsätze und es würde durchaus nicht albern klingen, wenn Jemand von einer „Nationalökonomik der Kunst" sprechen wollte. Die großen Kunstgenien sind immer und überall ein Spiel des Zufalls. Ein Genie bedarf, um zur Reife zu kommen, des guten Bodens, auf dem es gedeihen kann. Man durchstöbere die ganze Kunstgeschichte: man wird nirgends ein großes Kunstgenie finden, das in Zeit und Umgebung eine völlig vereinzelte Erscheinung wäre. Stets findet man eine beträchtliche Kunstblüthe, die für Zeit und Ort vorbereitend gewirkt hat. Diesen hätte man also die „Geburt des Genius" eigentlich zu verdanken, und wenn auch nicht im wörtlichen Sinne die „Geburt", so doch das Aufkommen und Emporkommen. Niemand weiß, ob nicht vorher oder an anderen, minder begünstigten Orten gleichwerthige Begabungen da waren, die untergehen oder verkümmern mußten, weil sie sich nicht durchzudrücken vermochten. Falsch ist die Behauptung, das Genie breche sich stets selbst Bahn. Manches Genie hat seine beste Kraft verzettelt und vergeudet, um sich endlich freie Bahn zu schaffen, — und nachdem es diese Arbeit verrichtet hatte, brach es zusammen. Man durchmustere die Lebensgeschichte Michelangelos! Sie erzeugt

in uns das schmerzliche Gefühl, das der wahre Michelangelo niemals zu reiner und voller Entwickelung gekommen ist und daß Alles, was wir von dem Menschen, der unter diesen Namen schuf, besitzen, Bruchstück, Abschlagszahlung, verfehlte Kraftverschwendung, verzerrte Ideenentäußerung ist. Und trotzdem hatte Michelangelo ein großes Kunstzeitalter unter sich, das ihn trug, das aber immer noch unvermögend war, ihm die Daseins- und Schaffensbedingungen zu geben, deren sein Genius bedurfte, um sich völlig zu offenbaren.

Was so vom Genie gilt, gilt in noch höherem Grade vom starken und einfachen Talent, das mit einer gewissen Regelmäßigkeit aufzutreten pflegt und fast niemals ganz fehlt. Hätte es keine andere Funktion als die, jene Kunstblüthe herbeizuführen, die dem Genius die Entwickelungmöglichkeit giebt: seine Bedeutung wäre bereits unschätzbar. Aber das Talent hat in der Kunst doch auch seinen Selbstwerth. Es repräsentirt einen Theil der schaffenden Kraft, einen Theil der großen Vorwärtsbewegung. Hunderttausenden von Menschen haben die vom Talent dargebrachten Gaben Erhebung, Freude, Beruhigung gespendet. Das Talent verdient also die aufmerksamste Pflege. Aber es ist der Leitung bedürftig, es wächst ganz und gar nur auf dem Boden, der es aufsprießen ließ. Boden und Talent stehen zu einander in Wechselbeziehung, stützen einander, sind auf einander angewiesen. Wird der Boden vernichtet oder auch nur geschädigt, so wird das Talent benachtheiligt.

So ist also alle Kunst stets eng an ihre Heimath gefesselt. Wenn wir zurückblicken, namentlich in die Geschichte der deutschen Kunst, so sehen wir überall die lokale Schule als den eigentlichen Herd jeglicher Kunstentwickelung. So war es im fünfzehnten Jahrhundert; und im neunzehnten Jahrhundert ist es nur scheinbar anders. Jeder bedeutendere Künstler ist stets der Träger eines besonderen Heimathgeistes. Menzel repräsentirt so gut Preußen wie Makart Oesterreich. Und Das gilt bis zu einem gewissen Grade auch von den Schulorten. Die düsseldorfer Schule repräsentirte, so lange sie Etwas zu bedeuten hatte, die rheinische Romantik mit einem Einschlag von nüchternem niederdeutschen Wesen. Berlin hat mitunter seine Eigenart mit solcher Zähigkeit festgehalten, daß es lieber der Plattheit verfiel, als es sich fremder Ueberlegenheit unterwarf. Auch das sogenannte berliner Griechenthum ist ungleich mehr berlinisch als griechisch und kann seine Provinzialmarke nicht verleugnen. In Wien, das im letzten Jahrhundert eine verhältnißmäßig schwache Kunstentwickelung gezeigt hat — mit Ausnahme der Architektur —, spiegelt sich doch unablässig, und je weiter wir vordrangen, mit desto ungehemmterer Kraft, das heitere, sinnenfrohe, zur Grazie und Verschwendung geneigte österreichische Volkstemperament. Nur München stellt sich in mancher Beziehung als eine Ausnahme dar. Die münchener Kunstblüthe ist weit mehr auf den hohen Sinn und energischen Willen eines be-

geisterten, aber eklektisch gestimmten Fürsten zurückzuführen als auf die tragende Kraft der Bevölkerung. Darum ist aber auch München in manchmal nicht unbedenklicher Weise die Vorstadt des Eklektizismus geworden. Freilich war der Eklektizismus eine Weile eine historische Nothwendigkeit. Er vertrat den weltbürgerlichen Geist unserer Großväter und Urgroßväter. Deutschland, das sich eine universelle Aufgabe in der modernen Kunstgeschichte zuschrieb und diese Aufgabe auf dem Wege der Vermittelung zu lösen versuchte, bedurfte zu jener Zeit einer Kunststadt, in der alle diese Tendenzen zum Ausdruck gelangten, einer Art von Kosmopolis der modernen Kunst. München ist diese Stätte geworden und hat daher seine Bedeutung für das deutsche Kunstleben und seine immer noch beherrschende Stellung. Aber diese Stellung ist, nicht zuletzt durch den jetzt hervorbrechenden Zug zur Heimathkunst, hier und da schon erschüttert. In München hat man Das auch empfunden und wiederholt den Versuch gemacht, die dort heimisch gewordene Kunst enger an den Boden der Stadt und der umgebenden Landschaft zu fesseln. Ein gewisses Vorwiegen des bayerischen oder doch süddeutschen Elements soll ja auch in der münchener Kunst, zumal in der Malerei, durchaus nicht geleugnet werden. Aber die Bodenständigkeit ist dort doch noch nicht so groß wie an anderen Kunststätten. Man wird deshalb zwar im Allgemeinen sagen müssen, daß dort unter dem Einfluß von Franzosen, Belgiern und Schotten sehr gut gemalt wird, besser im Durchschnitt als an irgend einem anderen Orte der deutschen Kulturgemeinschaft. Aber man wird auch hinzufügen müssen, daß der spezifisch münchnerische Stil etwas sehr schwer Bestimmbares ist und mehr ein Produkt von zufälligen Glücksumständen als die organisch gewachsene und nothwendige Frucht des Bodens. Jedenfalls hat von den jetzigen deutschen Kunststädten wohl jede eine geschlossenere Eigenart als gerade München, Karlsruhe und Weimar wie Hamburg und Berlin. Gewiß kann keine dieser Städte an universeller Kunstbedeutung sich mit München messen; dafür sind die Macht der Tradition und das erworbene Können in München zu groß; es ist immer noch der erkorene Mittelpunkt der aus allen Theilen Deutschlands zusammenströmenden Talente. Aber das Steigen der künstlerischen Bedeutung Berlins wird in München selbst mit wachsender Sorge beobachtet. Namentlich aber wird Wien wohl schon in wenigen Jahren gegen München als gefürchteter Rivale ins Feld treten können, weil hier die Kunst mehr als in irgend einem anderen deutschen Centrum eine lokale Färbung hat. In Wien giebt es fast nur österreichische Künstler. Und so sehr diese Künstler Jahre und Jahrzehnte lang hinter der sonstigen Kunstentwickelung zurückgeblieben sind: sie haben aus einem gesunden Instinkt an ihrer heimischen Art festgehalten. Nun haben sie innerhalb des letzten Jahrzehnts reichlich die auswärtige Kunst auf sich wirken lassen und nach und

nach so ziemlich Alles sich erworben, was man draußen lernen kann. Die Zeit der Vorarbeiten, das Sammeln ist jetzt vorüber und hat naturgemäß [illegible] begonnen. Die Entwickelung kann völlig ungestört fortschreiten, denn es sind keine fremden Elemente am Platz, die verwirrend wirken könnten, und die einheimische Bevölkerung hat längst gefühlt, daß da eine Kunstbewegung im Gange ist, deren Ziel ist, das Wesen der Heimath mit Kraft und Treue auszudrücken und künstlerisch zu verklären. Auch ist es durchaus kein Zufall, daß die moderne wiener Kunstbewegung das Interieur so bevorzugt. Von den Wohnungen der Menschen aus will die Kunst hier ihren Siegeszug antreten. In engster Fühlung mit dem kunstsinnigen Publikum als dem tragenden Volksthum will sie erstarken und zu immer helleren Höhen emporsteigen.

Bei solchen Entwickelungen ergiebt sich dann zum Schluß eine eigenthümliche Thatsache. Jedes Kunstcentrum, das die Kraft besaß, seine lokale Eigenart zu behaupten und zum Ausdruck zu bringen, erlangt, eben um seines ausgesprochenen Heimathcharakters willen, eine universelle Bedeutung. So schätzen wir das kopenhagener Porzellan, eben weil es anders ist als jedes andere, nämlich dänisch; und wir bewundern die brüsseler Bildhauerkunst, weil sie stolz in ihrer Heimath wurzelt. So werden auch Wien und Berlin, wenn sie ihre nun endlich entbundenen Kunstkräfte gehörig zu entwickeln verstehen, sich vielleicht bald ihr besonderes Prestige in der allgemeinen Kunstbewerthung erringen. Man muß bei einer bestimmten Formerscheinung unwillkürlich sagen: „Das ist wienerisch", „Das ist berlinisch". Dann ist das Ziel erreicht. „Wienerisch" wird dann etwa bedeuten: jene besondere Art von schwermüthiger Grazie und weltfroher Schelmerei, wie sie in dieser Reinheit und Tonschönheit nirgends wieder auftritt. Und „berlinisch": jene knappe und frische Energie, die keck und furchtlos den Dingen ins Gesicht blickt und ihren innersten Kern kraftvoll ans Licht stellt. Und gerade, weil man weiß, daß diese Mischungen an anderen Orten nicht so erreicht werden, wird man sie besonders hochschätzen. In der Liebe des Kunstliebhabers, die stark genug entwickelt ist, um jegliche Eigenart mit Wärme zu umfangen, gewinnt jegliche Heimathbeschränktheit ihr Recht. Da bleibt Kunst Kunst, ob sie nun japanisch oder egyptisch oder pariserisch oder märkisch ist. Aber in Japan und Egypten und Paris und in der Mark muß jede Kunst für sich aus ihren ureigensten Bedingungen entstehen. Sie mag sich nachher die Welt erobern. Keimen und wachsen kann sie nur auf einem eng umhegten, fruchtbar entwickelten Erdenfleck, dem der Himmel in einem Augenblick der Liebe sich gnädig erwiesen hat.

Wien. Dr. Franz Servaes.

Karl von Hase.

Im Juli wurde vor dem ehrwürdigen „Neuen Kollegiengebäude“ in Jena die Marmorbüste des Kirchenhistorikers Karl August von Hase enthüllt. Sechzig Jahre hatte er der Universität als Dozent angehört und die Alma mater mit den frischen Ruhmeskränzen seiner fruchtbaren Thätigkeit geschmückt.

Es könnte vermessen erscheinen, wenn eine Frau über einen Gelehrten schreiben wollte, dessen Wissenschaftsphäre über dem Laienverständniß lag; doch werde ich mich in den Grenzen des mir Erreichbaren halten und nur zu schildern versuchen, was allgemein verständlich ist. Karl von Hase wurde am fünfundzwanzigsten August 1800 geboren, in einer Zeit also, wo eine große Epoche deutscher Geistesgeschichte sich dem Ende zuneigte, während das neue Jahrhundert anbrach, das in politischen Erkenntnissen, geschichtlicher Forschung und wissenschaftlichen Denkmethoden die ganze Kulturwelt umwälzen sollte. An allen diesen Evolutionen nahm der Mann, den sie erst 1890 in die Erde senkten, Theil, oft nur beobachtend, oft aber auch eingreifend, und so hat eine Frau, die ihn in der Nähe sah, immerhin Einiges zu berichten.

Was Hases Lebenswerk über das „akademische Karrenführen“ hinaushebt und die Wirkung ins Weite und Lebendige giebt, ist das Künstlerische in dieser Natur, Das, was der Festredner und Fachgenosse Hases, Professor Nippold, bei der Denkmalsenthüllung als das Intuitive bezeichnete: „Es ist eine Kunst, die über Hases Leben weht, die nicht auf bloßer Phantasie beruht: es giebt für ihre Bezeichnung das einzige Wort Intuition.“ Schon einmal war den deutschen „Gebildeten“ in Schleiermacher ein theologischer Streiter erstanden, der die Abwendung — nicht nur von der Religion, sondern überhaupt — von festen, unerschütterlichen Lebensanschauungen bekämpfte, wie es auf anderen Gebieten der große philosophische Ethiker Fichte mit Einsetzen seiner ganzen Persönlichkeit that. Nicht ganz so reich wie dem in frühem Lebensalter auch äußerlich in die größeren Verhältnisse gestellten berliner Kanzelredner flossen die Jugendjahre Hases hin; er war, ohne rechte erzieherische Leitung, so ziemlich sich selbst überlassen und erfaßte dennoch, dank seiner glücklichen intuitiven Anlage, den Gehalt der großen Geistesströmungen schon mit der kräftigen Jugendfrische. Die Geschichte seiner Familie konnte er bis 1570 zurückverfolgen. Gleich der Familie Johann Sebastians, die so viele streng protestantische Musiker und Kantoren lieferte, daß man in thüringer Landen die Kantoren schlechthin die „Bäche“ hieß, wurzelt und verbreitet sich die Familie Hases in Thüringen und Sachsen, so daß — sehr zum Vortheil einer schmalen Kasse — jeder Ausflug sich zu einer Vetternreise gestaltet. Die Vorfahren waren „lauter Männer eines ehrbaren Mittelstandes, Beamte,

die Meisten doch Geistliche".*) Schon im dritten Lebensjahr verlor Hase den Vater. Die Mutter bringt sich mit drei älteren Töchtern entsagungvoll genug durch und für den Knaben beginnt das Leben wie für so viele später bedeutende Männer jener Zeit. Gastliche Häuser öffnen sich, wie es günstige, oft wechselnde Zufälle mit sich bringen; meist verstreichen die Schuljahre in unglaublich gering bezahlten Pensionen einfachster Bürgerhäuser und oft geht der Schüler „mit doch noch recht gutem Appetit" ins Bett. Die Schülerzeit bringt dennoch alle normalen Freuden: gute Gesellen, liebliche Mädchen tauchen auf, es giebt Naturschwärmerei, Guitarren- und Flötenmusik. Poetische Neigungen stellen sich rechtzeitig ein; sie sind naturgemäß „zunächst sentimental, so doch auch patriotisch". Mächtig zünden die burschenschaftlichen Ideen. Bald als Dichter sieht sich der Jüngling, bald doch wieder, nach den Traditionen der Väter, als Pfarrer; nur das Katheder liegt noch in Nebelferne.

In Leipzig eingeklostert in ein Hofstübchen des alten Paulinum, sitzt nun der junge Student, dem nicht Freitisch und Stipendien, nicht schwere Entbehrungen den stolzen Geistesflug und das Unabhängigkeitgefühl lähmen. Das Rosenthal ist nur ein kümmerlicher Ersatz für die Poesie der heimischen Berge; dafür heben die Ideen des verpönten Schwarz-Roth-Gold den Sinn in höhere Sphären. Zwar hält ein väterlicher Freund vom formellen Beitritt zur Burschenschaft zurück, mit einer Mahnung im goethischen, den erregten Jünglingsseelen zu engen Sinn: „Ein Jeder sei in seinem Hause Vater, so wird der Fürst auch Landesvater sein." Auch spukt schon zwischen den gelehrten Studien der Entwurf eines christlichen Epos: Christenthum im Kampf mit altgriechischer Mythologie, das er später, fast wie in der eigenen Fassung, bei Chateaubriand finden sollte. Damals schon, wie in allen Zeiten seines Lebens, sucht der streng wissenschaftliche Historiker, dessen Dogmatik, dessen Kirchengeschichte, dessen Streitschriften ihren unbestrittenen Platz behaupten, nach Formen und Anlässen, um auch zu den Gebildeten in der Laienwelt zu sprechen und den Horizont ihrer religiösen Vorstellungen zu erweitern. Es konnte nicht ohne tiefste Wirkung auf die gesammte geistige Potenz und auf die Charakterentwickelung dieser Jünglinge bleiben, daß ihre Werdejahre in eine Zeit fielen, wo der radikale Idealismus der Jugend sich in entschiedenen Gegensatz stellte zur Duldsamkeit, zum „gutmüthigen Rationalismus" der Gereiften. Ehre, Freiheit, Vaterland hatte die jenaer Burschenschaft auf ihr Panier geschrieben. Leipzig setzte noch Gott davor. Noch durchbebt Alle Schillers Freiheitpathos, Klopstocks messianische Verzückung, durchdrang sie Fichtes Forderung nach Sammlung, Bethätigung, Konzentration der ganzen Persönlichkeit auf das der Jugend zu allen Zeiten heilige Ziel nationaler Hebung; ein neualtdeutsch-religiös-patriotisches Ziel nennt es Scherr.

*) K. A. von Hase, Ideale und Irrthümer.

Während der ganzen Studienzeit — auch während in Erlangen an der Glaubenslehre gearbeitet wird und mit Hase die ganze Universität, Professoren und Studenten zusammen, in Schellings Kolleg sitzt — entstehen poetische Entwürfe und Fragmente. „Des alten Pfarrers Testament" ist eine dieser Jugendarbeiten, Betrachtungen über schlichte wie über erhabene Dinge im Rahmen einer einfachen Familiengeschichte. Man kann sie nicht lesen, ohne sich an ähnlich gestimmte Sachen Schleiermachers, etwa an die wunderschöne „Weihnachtfeier", zu erinnern, die ganz von Goethes Geist erfüllt ist. Doch die wissenschaftliche Arbeit verscheuchte den Dichtertraum; Hase schreibt: „Als ich endlich merkte, daß die Poesie mir nur gegeben sei als der glückliche Traum eines Jugendfrühlings, aber in verständiger Bewahrung als eine belebende Kraft meiner Wissenschaft und im hingebenden Genuß als der Trost und Schmuck meines Lebens neben und in der Religion..." Diese kostbare Gabe eines liebevollen und weltumfassenden Begreifens spricht sich schöner noch in der Vorrede zur ersten Auflage der Dogmatik aus: „Dieses Werk ist blos historisch, aber nach jener höheren Auffassung der Historie, die nicht nur einzelne Erscheinungen des Geistes berichtet, sondern eindringt in das geistige Leben, aus dem sie mit innerer Nothwendigkeit hervorgehen." Der junge Gelehrte hatte hier zugleich ein Lebensprogramm entwickelt, das ihm später den Beinamen des „Goethe unter den Theologen" eintrug, als seine Werke über die fachgelehrte Enge hinaus in die Welt des Lebens drangen.

Den jungen Dozenten, der eben erst in Tübingen heimisch geworden war, ereilte die Vergeltung für die burschenschaftlichen Schwärmereien: Hase wurde, obwohl er allem politischen Treiben fern geblieben war, seinen theologischen und philosophischen Studien entrissen und auf den Hohenasperg gebracht. Für zehn schlimme Monate; aber der schwäbische „Aschperg" konnte den hart gewohnten Körper nur vorübergehend, die fest gewonnene Richtung gar nicht beeinträchtigen. Wieder schlossen sich gute Genossen zusammen, Arbeitpläne entstanden, sogar eine Schwärmerei entwickelte sich vom Kasemattenfenster aus zu einem anmuthigen vis à vis. Doch der junge Lebenskünstler Karl August traf, damals wie in anderen Fällen jugendlicher Schwärmerei, instinktiv die Vernunftgrenze, die in so anmuthigem Flirten einzuhalten war. Die Luisen, die Marien und Mineles wandten sich, seelisch bereichert, anderen jungen Freunden zu, wurden Frauen und Mütter, ohne Tragik oder Beschämung mit hinübernehmen zu brauchen. Der Lebensernst und das Centralfeuer großer fließender Ideen schloß die Versuchung aus, sich aus dem Verhältniß zur Frau das Essentielle des Gemüths- oder Phantasielebens zu gestalten, wie es später geschah und heute in schwüler Erotik oder in künstlich zerfaserner psychologischer Seelenanalyse, die dem Individuum eine so komisch übersteigerte Bedeutung beimißt, erschreckend oft geschieht.

Bei der Betrachtung von Hases Leben fällt uns besonders die wunderbare, im Gelehrtenleben sonst so seltene Fügung auf, daß Alles, was für dieses Leben von Bedeutung werden sollte, so zur rechten Zeit, so ohne zersplitternde Kämpfe, ohne ermattendes Warten eintrat. Das dreißigste Lebensjahr bringt die jenenser Professur; der Antritt des Amtes läßt sich hinausschieben, bis der Jugendtraum der ersten Italienreise erfüllt ist. Kurz danach wird die lange schon Geliebte, Pauline Härtel (Breitkopf & Härtel) Hases Gattin: auf der Heimkehr von Italien, beim Brausen des Rheinfalles, wird das Jawort gefordert und gewährt. Reiche Mittel fließen damit in die Kasse des Gelehrten, der selbst schon aus eigenem Arbeitertrag den Grund für ein schmuckes Stadthaus gelegt hat. Natürlich wird auch ein „Berg" erworben; der jenenser Kleinbürger nennt nämlich ein Gärtlein, schon ein Kartoffeläckerchen, wenn sichs an einer Lehne emporreckt, seinen „Berg". Hases Berggarten dehnte sich weit aus, ein Sommerhaus mit griechischem Säulenvorbau entstand, eine Stätte zwangloser Geselligkeit. „Herzogs von Jena" wird das junge Paar genannt, denn eine so weite, durch nichts gehemmte Lebensfreiheit ist selten in den Gelehrtenhäusern der damaligen kargen Zeit. Im stattlichen Besitz erwachsen Söhne und Töchter, und wie am kernfesten Baum die Früchte zur rechten Zeit reifen, so trägt fast jedes Jahr eine neue Arbeitfrucht. Bis ins hohe Alter aber — nie wird der Trunk aus der Fontana Trevi versäumt — ist ihm Italien die große Verjüngerin aller Kräfte.

Die Kunststätten Italiens betrat Hase natürlich ganz in der Stimmung Goethes und Winkelmanns: die Urtheile durch die klassischen Studien vorbereitet und im intimen Verkehr mit Preller und Genelli, Rauch und Thorwaldsen befestigt. In der Casa Bartholdi hat Cornelius sein Heim aufgeschlagen; dort ist ein Sammelpunkt aller geistigen Potenzen; die Richtung Overbecks und der übrigen Nazarener mochte später in der bethörenden Fülle von Macht und Glanz mehr befremdlich wirken. Italisches Leben, italische Natur stehlen sich ins Herz und locken selbst noch den Greis. Aber für den protestantisch-theologischen Historiker ist das Wichtigste: Studium des römischen Kirchenwesens. „Es sengt und brennt mir Etwas auf dem Haupte", heißt es in Briefen von dieser ersten Reise, „nämlich die Darstellung des römischen Katholizismus" ... „Ich könnte freilich nicht den Katholizismus zur Erbauung meiner Landsleute beschreiben, wie man ihn zu beschreiben pflegt in einer Reformationpredigt, sondern ich würde ihn auffassen in seiner vollen Wirklichkeit, als die Grundfeste des Mittelalters, aus der die Tage wie die Nächte dieses Zeitalters hervorgingen, Segen und Fluch über die Völker, wie er Throne aufrichtet und umstürzt, Völker zur geistigen Freiheit erhebt und wiederum in Knechtschaft begräbt, wie er hohen Menschen ihre höchste Bestimmung erfüllt und Andere um die Freude und Bedeutung ihres Lebens

betrügt." Solche Auffassung gab dem protestantischen Führer im Kampf eine Basis, die von so vielen engen und einseitigen Standpunkten recht weitab lag. Ein — nie geschriebener — Roman schwebt dem noch Jugendlichen vor, „ein Gewimmel von Gestalten, Selige und Verdammte, wie in Michelangelos Weltgericht; und mein Bild soll ja auch in seiner Art ein Weltgericht werden, obwohl ich die Leute mitteninne zwischen Himmel und Hölle vorziehen möchte." Als der Held ist ein Teufelssohn und Teufelsmensch als die Personifikation alles Bösen gedacht, was in der Menschenbrust aufsteigen kann . . . „im Sataniden würde der dunkle Abgrund in seiner ganzen Furchtbarkeit sich aufthun, aber auch als schönes Muttertheil die menschliche Natur in ihrer Neigung zum göttlichen Urquell auf ihn vererbt sein." Ueber alle Stufen der Hierarchie schreitend, wird das unselige Doppelwesen zum Papst gewählt, um sich, seiner Zweiheit bewußt werdend, in den Krater des Vesuv zu stürzen. An diesen michelangelesken Gedankentorso mochte sich später vielleicht lächelnd der Führer antirömischer Protestantenbewegung erinnern, wenn ihm in dem noch heute in Einzelheiten so verführerischen „Zauberer" Gutzkows die schwächliche, im verschwebenden Dämmer gehaltene Gestalt des Bonaventura vor Augen gekommen sein sollte.

Von den Reisen, die Hase in überreiche Klosterbibliotheken und zu katholischen Kirchenfürsten führten, brachte der „Kardinal von Jena" auch viele Stoffe mit, die in den von ihm begründeten jenaer Rosenvorlesungen Gestalt gewinnen sollten. Der Mann, der 1843 im Selbstbekenntniß von sich schreibt: „Das ist wieder mein unglückliches Geschick, immer die beiden Seiten einer Sache zugleich zu sehen! Welch ein gefeierter Parteiführer hätte ich mit meiner leidenschaftlichen Feder werden können, wenn ich nur die eine Seite in ihrer ganzen Schärfe sähe!" dieser Mann fand mit Ueberlegenheit die Grenze, wo die ringende Seele im Menschen sich von allem anerzogenen Konventionalismus der Anschauungen, dem heute fast ausschließlich freigeistig gerichteten, lösen will, und darum war ihm die Wirkung auch auf die Laienwelt nicht zu unbedeutend.

Wer in der freundlich übersonnten, von Weinreben umsponnenen Klosterstille des jenenser Kuratorialgebäudes über den vergilbten Aktenstößen der Ehrenpromotionen brütet, Der athmet in einer besonderen, an Erinnerung reichen Welt. Da richtet das Wort Herzog Karl August an seine „Würdige, Hoch- und Wohlgelahrte, liebe Andächtige und Getreue", dem Herrn Johann Heinrich Voß alle Privilegien, Rechte, Befugnisse und Förderung zu währen, die die Professoren genießen; da sind Schillers und Fichtes Bestallungdekrete. Vielfach signirt als Dekan Walch, der Gatte Minna Herzliebs, erst 1853 „mit Tode abgegangen". An politisch stürmische Zeiten und eine von Treitschke so hart getadelte Publizistik gemahnen die Namen Okens und

Ludens. Manche Namen enthalten ganze Phasen der Geschichte der Hochschule; und wenn 1849 Heinrich von Gagern, unter Göttlings Dekanat, zum Doktor honoris causa promovirt wird, so ist auch hier Hases Einfluß leicht zu errathen, der, als Mitglied der Nationalversammlung in der Paulskirche, in der Idee eines unter Preußens Vortritt geeinten deutschen Kaiserreiches den Traum seiner Jugend wiederfand.

Wer Karl August von Hase in den achtziger Jahren zuerst sah, hatte einen ehrwürdigen Patriarchen vor sich, gebeugt von den Jahrzehnten eines überreichen Lebens, das greise Haupt von einer reichen Welle weichen Silberhaares umweht. Er verschmähte nicht, sich unter den Heutigen zu bewegen. In Meisterkonzerten oder Festversammlungen saß er in der vordersten Reihe, die Augen wohl geschlossen, sei es zu kurzem Greisenschlummer oder zu versunkener Innenschau. Hoben sich dann die schweren Lider, richtete sich das Haupt straffer empor, so mochte man eher an eine freiwillige Zurückgezogenheit denken als an ein Walten des allgemeinen Menschenschicksals endlichen Vergehens.

Jena. Else Franken.

Das trunkene Heimathkommando.

Wir ziehen heim, wir ziehen heim,
Das Schiff liegt schon bereit.
Nun packet Euren Hafersack!
Wir gehn für alle Zeit.
Und gräme Dich nicht über mich,
Geliebte Marie-Ann'!
Ich freie Dich! Doch hast dann nichts
Als ein'n Reservemann!
(Kasernenstuben-Balladen.)

Eine furchtbare Geschichte hatte sich abgespielt. Mein Freund, der Gemeine Mulvaney, der neulich mit der Serapis nach der Heimath gefahren war, als er ausgedient hatte, war als Civilist nach Indien zurückgekehrt. Dinah Schadd war an allem Schuld. Sie konnte sich mit den niedrigen, kleinen Löchern von Wohnungen nicht abfinden und vermißte ihren Diener Abdullah mehr, als sich in Worten ausdrücken läßt. Es war eben eine traurige Thatsache: die Familie Mulvaney hatte zu lange hier im Auslande gewohnt und das Heimathgefühl für England verloren.

Mulvaney war mit einem Unternehmer einer der neuen indischen Centralbahnen bekannt und bat ihn um irgend eine Anstellung. Der Unternehmer antwortete, wenn er die Ueberfahrt bezahlen könne, wolle er ihm aus alter Freundschaft das Kommando über einen Trupp Kulis geben. Das Gehalt be-

trug 85 Rupien monatlich und Dinah Schadd hatte gesagt, wenn Terence nicht annähme, würde sie ihm das Leben zu einem irdischen Fegefeuer machen. Deshalb kamen die Mulvaneys als Civilisten herüber. Das war für den Mann eine arge Demüthigung; er versuchte auch immer, sie zu bemänteln, und erzählte stets, er sei Oberst bei der Eisenbahn und ein sehr einflußreicher Herr.

Er schrieb mir auf einem Werkzeugformular eine Einladung, ihn zu besuchen, und ich kam denn auch zu den kleinen, wunderlich gebauten „Bungalows" dicht an der Bahn. Dinah Schadd hatte, wo sie nur konnte, Erbsen gepflanzt und von der Natur waren ringsum auf dem Platz alle Arten von grünem Gebüsch verstreut. Mulvaney hatte sich gar nicht verändert; nur der Wechsel in seiner Kleidung war beklagenswerth; aber der Civilrock war nicht wegzuschaffen. Er stand gerade auf seiner Lowry und redete in einen seiner Leute hinein; seine Haltung war noch so stramm wie immer und sein starkes, dickes Kinn war eben so blank gekratzt wie in alter Zeit.

„Ich bin jetzt ein Civilist", sagte Mulvaney; „können Sie sich vorstellen, daß ich jemals ein Kriegsmann war? Aber antworten Sie nicht, Herr, wenn Sie zwischen einem Kompliment und einer Lüge schwanken. Mit Dinah Schadd ist nichts mehr aufzustellen, seit sie ihr eigenes Haus hat. Gehen Sie hinein, um in der guten Stube eine Tasse Thee aus Porzellan zu trinken. Nachher wollen wir hier unter dem Baum einen christlichen Trunk thun. Heda, schwarze Bande! Ein Sahib ist gekommen, mich aufzusuchen, und Das ist mehr, als er je für Euch thun würde; es sei denn, Ihr liefet davon. Vorwärts! Die Erde ausgehoben und aufgetragen; seid fleißig bis Sonnenuntergang!"

Als wir Drei dann gemüthlich unter dem dicken „sisham" vor dem Bungalow saßen und die erste Fluth von Fragen und Antworten über die Gemeinen Ortheris und Learoyd und die alten Zeiten und Orte sich verlaufen hatte, sagte Mulvaney nachdenklich: „Es ist ja ganz schön, daß morgen keine Parade ist und man von keinem aufgeblasenen jungen Korporal angeschnauzt werden kann. Aber ich weiß doch nicht ... Es ist hart, Etwas zu sein, was man nie war und auch nie geglaubt, mal zu werden! Die schönen alten Tage für immer hinweggewischt wie die Namen aus der Liste. Ja, ja! Ich bin schimmelig geworden und unser Herrgott will nicht, daß ein Mann seiner Königin sein ganzes Leben lang dient."

Er that einen festen Zug und seufzte schrecklich.

„Du solltest Dir Deinen Bart stehen lassen, Mulvaney", sagte ich, „dann würdest Du Dich nicht mehr über solche Sachen beunruhigen; Du würdest ein wirklicher Civilist sein." Dinah Schadd hatte mir im Zimmer anvertraut, wie gern sie es sehen würde, wenn Mulvaney sich den Bart wachsen ließe.

„Das gehört sich auch für einen Civilisten", sagte deshalb die arme Dinah, die wüthend wurde, wenn ihr Mann sich fortwährend nach dem alten Leben zurücksehnte.

„Dinah Schadd, Du bist eine Schande für einen ehrlichen, glatt rasirten Mann", entgegnete Mulvaney, ohne mir zu antworten. „Laß Dir selbst an Deinem Kinn einen Bart stehen, mein Herzblatt, aber laß gefälligst meine Rasirmesser in Ruh. Sie sind das Einzige, was mir den letzten Rest meiner Selbstachtung noch erhält. Und wenn ich mich nicht rasiren wollte, würde ich stets von einem schändlichen Durst gequält werden, denn nichts dörrt die Kehle mehr

aus als ein langer, alter Ziegenbart, der Einem unterm Kinn herumbaumelt. Du möchteſt doch nicht, daß ich immer trinke, Dinah Schadd? Deshalb hältſt Du mich auch jetzt wieder ſo grauſam trocken. Gieb mal den Whisky her!" Der Whisky wurde hingereicht und zurückgegeben. Aber Dinah Schadd, die ſich eben ſo begierig wie ihr Mann nach den alten Freunden erkundigt hatte, fuhr mich an: „Ich ſchäme mich für Sie, Herr, daß Sie hierher kommen — der Himmel weiß es, daß Sie gerade ſo willkommen ſind wie das liebe Sonnenlicht, wenn Sie wirklich mal kommen — und meinem Mann ſolchen Unſinn über allerlei Dinge in den Kopf ſetzen, die er lieber vergeſſen ſollte. Er iſt jetzt eben Civiliſt und Sie ſind überhaupt nie etwas Anderes geweſen. Können Sie denn nicht die Armee mal ruhen laſſen? Es iſt doch nicht gut für Terence."

Ich ſuchte Schutz bei Mulvaney, denn Dinah Schadd hat ein eigenartiges Temperament. „Laß gut ſein, laß nur gut ſein", ſagte Mulvaney zu Dinah; „es kommt doch nur ab und zu mal vor, daß ich von der alten Zeit rede." Dann wandte er ſich zu mir. „Sie ſagten, dem ‚Trommelſtock' gehe es gut. Seiner Frau auch? Ich wußte nie, wie ſehr ich den grauen Schinder lieb hatte, bis ich von ihm und Aſien getrennt war." Trommelſtock war der Spitzname des Oberſten, der Mulvaneys altes Regiment führte. „Werden Sie ihn bald wiederſehen? He? Dann ſagen Sie ihm doch" — Mulvaneys Augen fingen zu leuchten an — „ſagen Sie ihm vom Gemeinen . . ."

„Vom Herrn Terence!" ſchrie Dinah Schadd.

„Hol der Teufel und alle ſeine Engel und das ganze Firmament den ‚Herrn'; und die Sünde, ſo zu fluchen, komme auf Dein Konto, Dinah Schadd. Vom Gemeinen, ſage ich. Vom Gemeinen Mulvaney den unterthänigſten Gruß; und wenn ich nicht geweſen wäre, ſo würden ſich die letzten Reſerviſten auf dem Meer jetzt noch in den Haaren liegen."

Er warf ſich im Stuhl zurück, lachte in ſich hinein und ſchwieg.

„Madame Mulvaney", ſagte ich, „bitte: nehmen Sie den Whisky fort und geben Sie ihn nicht eher wieder her, als bis er die Geſchichte erzählt hat."

Dinah Schadd nahm flink die Flaſche fort und ſagte dabei: „Es iſt nichts, worauf er beſonders ſtolz ſein könnte." Mulvaney aber, der ſo doppelt gereizt wurde, begann: „Es war Dienſtag vor acht Tagen. Ich war mit den Trupps am Eiſenbahndamm beſchäftigt und hatte die Arbeiter gelehrt, Tritt zu halten und das Schreien dabei zu unterlaſſen. Da kam ein Vorarbeiter auf mich zu; das Hemd hing ihm am Nacken heraus und ſein Geſicht hatte einen verzweifelten Ausdruck. Herr, ſagt er, ein ganzes Regiment Soldaten und noch ein halbes ſind da oben an der Weichenſtelle und ſchlagen wie blind und toll auf Alles los. Aufhängen wollten ſie mich an meinen eigenen Kleidern und es wird noch Mord und Totſchlag geben, ehe die Nacht kommt. Sie ſagten, hierher würden ſie auch kommen, um uns zu wecken. Was werden wir mit unſeren Frauensleuten anfangen?

Hol' meine Lowry her, ſagte ich; mein ganzes Herz zittert mir immer im Leibe bei dem geringſten Ereigniß, das mit der Uniform der Königin zuſammenhängt. Hole meine Lowry und ſechs ſtramme Leute und dann rollt mich hinauf bis zum Knotenpunkt."

„Er zog ſeinen beſten Rock an", ſagte Dinah Schadd vorwurfsvoll.

„Das war zu Ehren der Königin-Wittwe. Ich konnte nicht weniger thun, Dinah Schadd.

Du unterbrichst aber mit Deinen Abschweifungen immer den Gang der Geschichte. Hast Du schon mal überlegt, wie ich aussehen würde, wenn mir der Kopf eben so platt rasirt wäre wie das Kinn? Merke Dir Das, mein Herzblatt!

Dann wurde ich sechs Meilen in der Lowry herumgefahren und konnte einen Blick auf das Kommando werfen. Ich konnte mir denken, daß es ein durchziehendes Kommando war, das in die Heimath ging, denn hier in der Gegend steht ja leider kein Regiment."

„Gott sei Dank!" murmelte Dinah Schadd. Aber Mulvaney hörte es nicht.

„Als ich ungefähr drei Viertelmeilen vom Bivouac entfernt war, hörte ich schon das Lärmen und Toben der Kerls; und bei meiner Seele, Herr, ich konnte die Stimme von Peg Barney heraushören! Er schrie wie ein Büffel, der Leibweh hat. Sie kennen doch noch Peg Barney von der D.-Compagnie, den rothen, haarigen Burschen mit einer Narbe hier am Kinnbacken? Peg Barney, der voriges Jahr bei der Jubiläumsfeier des Blue-Light-Regiments mit dem Küchenschrubber den Kehraus machte!

Da wußte ich denn: es war ein Kommando vom alten Regiment! Und mir wurde angst und bang um den armen Jungen, der es anführte. Wir sind doch immer schwer zu bändigen gewesen. Habe ich Ihnen schon mal erzählt, wie Horker Shelley einmal ganz splitternackt, wie Phoebus Apollonius, mit den Hemden des Korporals und der Mannschaften unter dem Arm in die Wachtstube kam? Und Das war noch ein Zahmer . . . Aber ich komme von meiner Geschichte ab. Es ist schmachvoll für Beide, das Regiment und die Armee, wenn solche Jungens von Offizieren abgeschickt werden, um ein solches Kommando von handfesten Leuten zu führen, die ganz toll sind von Schnaps und der Aussicht, Indien zu verlassen, und bei denen jede Bestrafung, die nöthig wäre, zwischen der Garnison und dem Hafen verboten ist. Das ist eben der Unverstand. Wenn ich meine Zeit diene, bin ich unter den Kriegsartikeln und kann nach ihnen am Pfahl geprügelt werden. Aber wenn ich meine Zeit abgedient habe, dann bin ich ein Reservemann und die Kriegsartikel gehen mich nichts mehr an. Ein Offizier kann einem Reservemann gar nichts thun; nur in die Kaserne kann er ihn einsperren. Das ist eine komische Bestimmung, weil ein Reservemann keine Kaserne mehr hat, denn er ist ja die ganze Zeit auf dem Marsch. Das ist ein Salomo von einer Bestimmung. Den Mann möchte ich wohl mal kennen lernen, der die gemacht hat . . . Es ist leichter, junge Pferde vom Veibbeseen-Pferdemarkt nach Galway zu bringen, als solch ein schlimmes Kommando auch nur zehn Meilen über Land zu führen. Und dabei diese Bestimmung, aus Furcht, die Mannschaften könnten von den jungen Herren Offizieren zu sehr geschunden werden! Als ob Das ein Unglück wäre!

Je näher meine Lowry an das Lager heran kam, desto wilder wurde die Sache und desto lauter hörte man Peg Barney brüllen. Es ist nur gut, daß ich hier bin, dachte ich bei mir selbst, denn Peg macht allein schon zwei oder drei Mann zu schaffen. Der Kerl ist doch sicher voll wie ein Ochsentreiber. Das weiß ich schon . . . Teufel noch mal! Wie sah das Bivouac aus! Die Zeltstricke waren alle windschief befestigt und die Pfähle sahen eben so betrunken aus wie die Leute. Etwa Fünfzig warens; die Herumtreiber und Lüdriane, des Teufels

Lieblingskinder vom alten Regiment. Ich kann Ihnen sagen, Herr, sie waren betrunkener, als Sie in Ihrem ganzen Leben einen Menschen gesehen haben. Wovon diese Leute betrunken werden? Wovon wird eine Padde dick? Sie saugen es eben durch die Haut ein.

Peg Barney saß auf der Erde; er hatte einen Stiefel an, den anderen ausgezogen, schwenkte eine Zeltstange mit seinem Stiefel dran um seinen Kopf herum und sang dabei, daß ein Toter aufwachen konnte. Es war kein schöner Sang, den er anstimmte, — nein! Es war die Teufelsmesse."

„Was ist denn Das?" fragte ich.

„Wenn ein fauler Junge aus dem Heere ausgestoßen wird, dann singt er, um einen guten Abgang zu haben, die Teufelsmesse. Das heißt: er flucht auf Alles, vom Kommandirenden General herunter bis zum Stubenältesten, — flucht so gräulich, wie Sie es wohl noch nie gehört haben. Es giebt Leute, die können fluchen, daß der grüne Rasen platzt. Haben Sie mal den Fluch in einer Orange Lodge gehört? Die Teufelsmesse ist noch zehnmal schlimmer! Und Peg Barney sang sie und schwenkte dabei seine Zeltstange mit dem Stiefel dran für Jeden, den er verfluchte, einmal um den Kopf herum. Eine furchtbar laute Stimme hatte er und schon im nüchternen Zustande konnte er schrecklich fluchen. Ich stellte mich dicht vor ihn hin; aber nicht nur mit meinen Augen konnte ich merken, daß Peg voll war wie eine Haubitze. Guten Tag, Peg, sagte ich, als er nach einem Fluch auf den General-Adjutanten Luft schnappte. Meinen besten Rock habe ich angezogen, um Dich zu besuchen, Peg Barney, sagte ich.

Dann zieh' ihn nur wieder aus, gab er mir zur Antwort und fuchtelte mit dem Stiefel herum, zieh' ihn aus und tanze, Du dreckiger Civilisте Du!

Und dann fing er an und fluchte auf den alten ‚Trommelstock' und war dabei so voll, daß er immer den Brigade-Kommandeur mit dem General-Auditeur verwechselte.

Kennst Du mich denn nicht mehr, Peg? fragte ich, obgleich mir das Blut zu Kopf gestiegen war, als er mich einen Civilisten geschimpft hatte."

„Ihn, einen anständigen, verheiratheten Mann!" jammerte Dinah Schadd.

„Nein, sagte Peg; aber betrunken oder nicht: ich werde Dir die Haut mit dieser Schaufel vom Buckel schaben, sobald ich mit Singen fertig bin.

So? Meinst Du, Peg Barney? sagte ich; es ist klar: Du hast mich vergessen. Aber warte, ich will Deinem Gedächtniß ein Bischen zu Hilfe kommen. Und dabei schlug ich ihn zu Boden mitsammt seinem Stiefel und ging in das Lager. Das sah aus! Fürchterlich!

Wo ist der Offizier, der das Detachement führt? fragte ich Serub Greene, den winzigsten, kleinsten Wurm, der jemals herumkroch.

Hier giebt es keinen Offizier mehr, Du alter Schnüffler, sagte Serub; wir leben jetzt in einer freien Republik.

So? Wirklich? antwortete ich; na, dann bin ich O'Connell, der Diktator, und nun sollst Du mal lernen, Dich höflicher mit Deinem Schandmaul auszudrücken. Dabei schlug ich ihn nieder und ging ins Offizierzelt.

Da war ein neues junges Kerlchen, so eins, wie ichs bisher noch nicht gesehen hatte. Er saß in seinem Zelt und that, als wenn er von dem Lärm draußen nichts hörte.

Ich grüßte militärisch. Für mein Leben gern hätte ich ihm die Hand geschüttelt, als ich eintrat; aber sein Säbel, der am Zeltpfahl hing, hielt mich zurück.

Kann ich Ihnen dienen, Herr? fragte ich. Das ist ja ein Stück Arbeit für einen ganzen Mann, das man Ihnen da aufgebürdet hat, und Sie werden wohl vor Sonnenuntergang Hilfe brauchen können. Es war ein Junge mit dem Herzen auf dem rechten Fleck, Kind und echter Gentleman zugleich.

Setzen Sie sich, sagte er. Nicht vor Ihnen, Herr Offizier, antwortete ich; und dann erzählte ich ihm von meiner früheren militärischen Stellung. Ich habe von Ihnen gehört, sagte er. Sie haben die Stadt Lungtungpen überrumpelt.

Bei Gott, dachte ich, Das ist Ehre und Ruhm! Denn Lieutnant Brazenose war es, der diesen Coup ausführte. Ich stehe Ihnen zu Diensten, Herr, sagte ich, wenn ich nützen kann.

Man hätte Sie aber nicht mit dem Kommando hierher schicken sollen, denn, nichts für ungut, Herr, sage ich, nur der Lieutenant Hackerston vom alten Regiment kann einen Heimathtransport bändigen.

Ich habe bis jetzt solche Leute noch nicht geführt, sagte er, mit den Federn auf dem Tische spielend, und ich sehe aus den Bestimmungen . . .

In die Bestimmungen sehen Sie lieber gar nicht hinein, Herr, sagte ich, bis die Truppen auf dem blauen Wasser schwimmen. Nach den Bestimmungen müssen Sie die Leute für die Nacht zusammenhalten, sonst überfallen sie meine Arbeiter und stellen Alles hier in der Gegend auf den Kopf. Können Sie sich auf Ihre Unteroffiziere verlassen, Herr?

Ja, sagte er.

Gut, sage ich, denn noch ehe es dunkel ist, wird es was zu thun geben. Marschiren Sie morgen, Herr?

Ja. Bis zur nächsten Station, sagt er.

Desto besser, sage ich; es wird sehr viel zu schaffen geben. Man darf nicht allzu streng gegen die Mannschaften auf einem Heimathtransport sein, sagt er; die Hauptsache ist doch, daß man sie aufs Schiff bekommt.

Ja! Sie haben das Wichtigste Ihrer Aufgabe wohl erfaßt, Herr, sage ich; aber kleben Sie nicht zu sehr an den Bestimmungen, sonst bekommen Sie die Leute nie in das Schiff. Ganz sicher nicht. Oder es würde nicht ein Fetzen ihrer ganzen Kleidung übrig bleiben, wenn Sie zu sehr danach verfahren wollten.

Es war ein zu netter kleiner Kerl, der Offizier, und weil ich ihm das Herz ein Bischen stärken wollte, erzählte ich ihm, was ich mal in Egypten bei solch einem Transport gesehen habe."

„Was war denn Das, Mulvaney?" fragte ich.

„Siebenundfünfzig Mann saßen da am Ufer eines Kanals und lachten über einen kleinen, unmündigen Offizier, den sie veranlaßt hatten, im Schlamm herumzuwaten und die Sachen aus den Booten zu werfen, für sie, die großmächtigen Herren Barone . . . Mein Offizier schäumte bei dieser Geschichte vor Wuth.

Immer ruhig Blut, sagte ich; Sie haben Ihr Kommando seit der letzten Garnison wohl ein Bischen aus der Hand verloren. Warten Sie die Nacht ab; Sie werden sehen, was Sie zu thun bekommen. Wenn Sie gestatten, Herr,

werde ich mal im Lager herumhören und mit meinen alten Freunden reden. Es würde zwecklos sein, jetzt das Teufelsgeheul unterdrücken zu wollen.

Damit ging ich in das Lager hinaus und suchte jeden Einzelnen auf, der noch nüchtern genug war, um sich meiner zu erinnern.

Ich galt Etwas in den alten Tagen und die Jungens waren auch alle vergnügt, als sie mich sahen; nur Einer nicht: Peg Barney. Ein Auge hatte Der wie eine Tomate, die fünf Tage auf dem Markt gelegen hat, und eine dazu passende Nase. Alle kamen heran zu mir und schüttelten mir die Hände und ich erzählte ihnen dann, ich sei in Privatbeschäftigung mit einem eigenen Einkommen und hätte ein Gesellschaftzimmer, das es mit dem der Königin aufnehmen könne, und mit meinen Schnurren und Geschichten und sonstigem Getreibe beruhigte ich sie denn auf die eine oder andere Weise, während wir durch das Lager spazirten. Es ging toll her, selbst als ich mir Mühe gab, den Friedensengel zu spielen.

Ich sprach mit meinen alten Unteroffizieren — sie waren nüchtern — und mit ihrer Hilfe brachten wir das ganze Kommando zur richtigen Zeit in die Zelte hinein. Da kam der kleine Offizier zu uns heraus; so ruhig und höflich, wie mans nur wünschen konnte.

Schlechte Quartiere, Leute, sagte er; aber Ihr dürft nicht verlangen, daß es so bequem hier ist wie in der Kaserne. Wir müssen es uns einrichten, so gut es geht. Ich habe heute bei vielen dummen Streichen ein Auge zugedrückt, aber jetzt ist es genug damit.

Ja, es ist genug. Komm her mein Junge und trink einen, sagte Peg Barney und taumelte auf dem Fleck, wo er stand.

Der junge Offizier bewahrte seine ruhige Haltung.

Du bist ein eigensinniges Schwein, bist Du, sagte Peg Barney; und darüber fingen die Leute im Zelt zu lachen an.

Na! ... Ich erzählte schon: mein junger Offizier hatte Haare auf den Zähnen. Er versetzte Peg Barney einen Schlag ins Gesicht, ganz dicht an das Auge, das ich ihm schon bei unserer ersten Begrüßung gequetscht hatte. Peg stürzte zusammen und stolperte über das Zelt weg.

Bindet ihn an, Herr, sagte ich leise.

Bindet ihn an, rief mein junger Offizier laut, gerade als ob er beim Bataillon-Exerziren kommandirte.

Die Unteroffiziere packten Peg Barney, der nur noch ein heulender Klumpen war, und in drei Minuten war er fest gebunden; Kopf herunter, straff gezogen ... über seinen Bauch, einen Zeltpflock an jedem Arm und Bein, fluchend, daß ein Neger blaß werden konnte. Ich nahm noch einen Pflock und stemmte ihn zwischen seine gräulichen Kinnbacken. Da hast Du was zum Beißen, Peg Barney, sagte ich; die Nacht über frierts noch und da hast Du Zerstreuung nöthig, bis es Morgen wird. Aber nach den Bestimmungen mußtest Du auf eine Kugel unter dem Galgen beißen, Peg Barney, sagte ich.

Das ganze Kommando war aus den Zelten zusammengeströmt und beobachtete, wie Peg Barney angebunden wurde.

Das ist gegen die Bestimmungen. Er hat ihn geschlagen, brüllte Serub Greene, der immer ein Rechtsgelehrter war, und ein paar Leute stimmten in das Geschrei ein.

Den Kerl auch anbinden! rief mein junger Offizier, der seine Fassung bewahrte, und die Unteroffiziere packten auch Serub Greene und banden ihn fest, dicht neben Peg Barney.

Ich konnte sehen, welchen Eindruck Das auf die Leute machte. Sie standen da und wußten nicht, was sie sagen sollten.

Geht in Eure Zelte, sagte mein junger Offizier. Sergeant, stellen Sie einen Posten vor die Beiden!

Die Mannschaften schlichen in ihre Zelte zurück wie Schakals und es war während der übrigen Nacht nicht der geringste Lärm; nur den Tritt des Postens bei den Gebundenen hörte man und Serub Greene heulte wie ein Kind. Es war eine kalte Nacht; und wahrhaftig: Peg Barney wurde durch die Kälte nüchtern.

Kurz vor der Reveille kam mein junger Offizier heraus und befahl: Macht die Leute los und dann schickt sie in ihre Zelte. Serub Greene ging fort, ohne ein Wort zu sagen; nur Peg Barney stand ganz steif vor Kälte da, wie ein Schaf, und versuchte dem Offizier verständlich zu machen, daß es ihm leid thue, den Bock gespielt zu haben.

Da war kein Nachzügler im Kommando, als es zum Weitermarsch antrat, und der Teufel soll mich holen, wenn ich ein Wort von ‚Ungesetzlichkeit' gehört habe!

Ich ging zum alten Fahnen-Sergeanten und sagte: Laßt mich in Ruhe sterben, sagte ich. Ich habe heute einen Mann gesehen.

Er ist wirklich ein Mann, sagte der alte Hother. Das Kommando ist so eingeschüchtert wie ein Hering in der Tonne. Alle werden wie die Lämmer bis zur See marschiren. Der Junge hat Haare auf den Zähnen wie eine ganze Garnison von Generälen.

Amen! sagte ich. Das Glück sei ihm hold überall, wo er ist, auf dem Lande oder auf der See. Laßt mich doch wissen, wie das Kommando flott wird.

Und wissen Sie, wie es wurde? Dieser Junge — ich erhielt schon einen Brief aus Bombay — hat ihnen herunter bis an die See die Seele aus dem Leibe gezwiebelt. Von der Stunde an, wo sie mir aus den Augen kamen, bis zu dem Augenblick, da sie an Deck kletterten, ist nicht Einer von ihnen mehr als gebührlich betrunken gewesen. Und bei den heiligen Kriegsartikeln: als sie abfuhren, schrien sie ihm Beifall zu, bis sie nicht mehr schreien konnten, und Das, hören Sie, ist noch nie bei einem Heimathkommando vorgekommen, so lange ein noch lebender Mensch denken kann. Sehen Sie diesen Jungen an. Der hat es in sich. Nicht jedes Kind würde sich so über die Bestimmungen hinwegsetzen und den Peg Barney auf den Wink eines klapperigen alten Gerippes, wie ich eins bin, niederschlagen. Ich wäre stolz, unter ihm zu dienen . . ."

„Terence, Du bist doch ein Civilist!" sagte Dinah Schadd warnend.

„Ja, Das bin ich . . . Ja! Es ist wirklich, als ob ichs manchmal ganz vergäße! Aber er war ein Edelmann, der ganze Junge, und ich bin doch nur ein Sandschipper mit einer Molle auf den Schultern . . . Sie haben den Whisky schon in der Hand, Herr. Mit Ihrer gütigen Erlaubniß trinken wir auf das alte Regiment! Drei Finger hoch! Aufgestanden!"

Und wir tranken.

Rudyard Kipling.

Selbstanzeigen.

Bei Goethe zu Gaste. Neues von Goethe, aus seinem Freundes- und Gesellschaftkreise. Ein Schwänchen zum hundertfünfzigjährigen Geburtstage des Dichters. Mit zahlreichen Abbildungen und Faksimiles im Text und auf Tafeln. Leipzig, Georg Wigand 1900. (XIV, 374 S.; 6 Mk.)

Vor Jahr und Tag, zur großen Weihe-Gedächtnißfeier für den Altmeister in Literatur und Kunst, regte sichs an allen Ecken und Enden; zahlreiche Jubelschriften erschienen. Die meine kam absichtlich post festum; herangereift in liebevoller Forschung seit mehr denn einem Dezennium, wollte sie eine Fiktion aufrecht halten, wie „Zur Einführung" geschildert ist, und sollte deshalb erst nach der festlichen Zeit hervortreten. An der vom Familien- und Freundeskreise dicht besetzten Tafelrunde in Goethes Wohnhaus zu Weimar, wo seine ihm lieben, werthen, wahlverwandten und vertrauten Zeitgenossen im Geist sich bei dem Jubilar versammelten, ward auch uns als Vertretern der zwar vielfach andere Wege wandelnden, doch zu Goethe als dem lebendigen Urquell reinster Klassizität und Schönheit immer wieder zurückkehrenden Gegenwart, ein Plätzchen eingeräumt. Wir werden nicht satt, der mannichfach abwechselnden Unterhaltung, den anregenden Gesprächen, belehrenden Geschichten zuzuhören, durch die sich theilweise neue bedeutende Verbindungen, Berührung- und Gesichtspunkte ergaben, noch unbekannte Aeußerungen in Poesie und Prosa aus einer reichen Blüthezeit deutschen Dichtens und Denkens. Was wir, bei diesem Wirthe wundermild zu Gast, an goldenen Aepfeln mitnehmen durften, ist in dem vorliegenden Buch dargeboten als „Schwänchen", wie es noch heute in Weimar heißt zur Bezeichnung von allerlei Leckereien zum Nachtisch, die man gern mit nach Hause nimmt, wie denn auch Goethe selbst dieses Wort in jenem und in übertragenem Sinne mehrmals gebraucht hat. So möge denn auch dies mein „Schwänchen von verschiedenen Ingredienzien" noch nachträglich schmecken!

Zwölf Hauptkapitel enthält das mit vielen bisher unveröffentlichten Abbildungen und Faksimiles geschmückte Werk; dazu kommt ein Abschnitt „Kleine Blumen, kleine Blätter", der wiederum in zwölf Theile zerfällt. Mit Stolz hat es mich erfüllt, daß der Präsident der Goethe-Gesellschaft mir aus eigenem Antrieb schrieb: „‚Bei Goethe zu Gaste' und ‚Kolbe'*) habe ich mit großem Interesse gelesen. Das sind doch zwei Bücher, die viel neue Belehrung bringen." Diese gewichtige Kritik hier aus einem Privatbrief mitzutheilen, könnte indiskret erscheinen; nicht Autoreneitelkeit veranlaßt mich dazu, sondern die Haltung gewisser Generalpächter goethischer Weisheit und ihrer Clique, die entweder durch einseitiges Nörgeln dem Publikum die Lecture meiner Schriften zu verleiden suchen oder sie totzuschweigen sich angelegen sein lassen.

„Bei Goethe zu Gaste" bringt zuerst „Neue Mittheilungen über Minchen Herzlieb", die in den Sonetten besungene Schöne, die Ottilie der „Wahlverwandtschaften", mit tiefen Einblicken in eine zu tragischem Ausgange bestimmte,

*) Goethe und Maler Kolbe. Ein deutsches Künstlerleben. Mit Bildnissen. (Leipzig, Georg Wigand, 1900).

unglückliche Menschenseele. Vorwiegend froher Natur sind die Erinnerungen an Goethe von Alwine Frommann. Der Vertraute von Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta, Legationrath Karl Meyer, wird in seinen jugendlichen Beziehungen zum greisen Goethe, wie zu Gries, dem Uebersetzer, vorgeführt; dazu haben die großherzoglichen Herrschaften von Baden werthvolle Reminiszenzen beigesteuert. Frauenbriefe unterrichten über Goethe und seinen geselligen Kreis in Weimar und Jena. Die beiden Hofdamen Sophie von Schardt und Amalie von Werthern wissen intime Züge zu liefern. Unter den mit Goethe eng verbundenen Gelehrten ragt hervor Eduard d'Alton, der Zeichner, Aesthetiker und Kunstkenner; auch Niebuhr, der Historiker. Eine kurze, speziell musikalische Studie bietet Karl von Schloezer als Erlkönig-Komponist. Der wackere „Urfreund", Major von Knebel, tritt mit inhaltsschwerem Briefwechsel in den Vordergrund. Behörden und Privatpersonen unterstützten mich freundlich; die Königliche Bibliothek, das Geheime Staatsarchiv und das Kultusministerium zu Berlin waren Fundstätten bedeutsamer Art. Jetzt erst haben wir genaue Kenntniß, wie es bei der Ertheilung des preußischen Privilegiums für Goethes Werke zugegangen ist, auf Grund des hochinteressanten Akten-Materials; dem Generalpostmeister Nagler, Gesandten am Deutschen Bundestage in Frankfurt am Main, ist die glückliche Erledigung zu danken. Auch die Minister von Schuckmann, von Altenstein und Graf Bernstorff standen, wie dargelegt wird, mit Goethe in enger Fühlung. Die genanten Persönlichkeiten lernen wir zum Theil aus bisher unbekannten Portraits kennen. Diesen größeren Abschnitten schließt sich eine Reihenfolge von einem Dutzend kleinerer Goethe-Funde an: Gedichte und Reime, Briefe und Bilder aus Frühzeit und Spätherbst. Möge die Goethe-Gemeinde das Buch freundlich aufnehmen.

Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz.

❦

Die Religion und Kultur Chinas. Hugo Bermüller, Berlin 1900.

Mein Werk ist kein Produkt der Hast, wie deren manches durch die heutigen Wirren in China veranlaßt ward, sondern war, eine Frucht ernsten, unermüdlichen Schaffens, schon vor Ausbruch dieser Wirren zum Druck bereit. Es bietet die Weisheitschätze eines großen, viertausendjährigen Reiches, einer unabhängig von westlichem Einfluß emporgewachsenen, uns Allen fremdartigen Kultur. Um dem Leser, der sich für den einen oder anderen der fünf Anhänge besonders interessirt, die Anschaffung ohne die Erwerbung des ganzen Werkes zu ermöglichen, hat die Verlagsbuchhandlung von jedem dieser Anhänge Separatabdrücke veranstaltet, nicht ohne die Hoffnung, daß die Lecture eines Theiles den Wunsch wecken werde, das Ganze kennen zu lernen. So wird naturgemäß der Jurist durch die im zweiten Anhange gegebene Darstellung des fein distinguirenden chinesischen Strafrechtes mit seinen Jahrhunderte alten Bestimmungen über unlauteren Wettbewerb und Groben Unfug, der Philosoph durch das Kapitel des dritten Anhanges über chinesische Philosophie, der Sozialist durch die Mittheilungen des selben Anhanges über die sozialistischen Grundlagen des alten China und die Herrschaft, die der Sozialismus auch später für kurze Zeit in China errang, sich besonders angezogen fühlen. Der vierte Anhang enthält charakteristische Züge

aus der chinesischen Geschichte, schildert das Eingreifen der Frauen und giebt die interessanten Lebensgänge der drei größten chinesischen Dichter. Im fünften Anhang lernt der Leser chinesische Sprichwörter und eine Reihe sprichwörtlicher Redensarten kennen, die in China gebräuchlich sind.

Ferdinand Heigl.

Aus Wald und Flur. Märchen für kluge Leute. J. Roth, Stuttgart.

Die Leser der „Zukunft" erinnern sich hoffentlich des einen oder des anderen der kleinen Märchen, die ich im Lauf der letzten drei Jahre in dieser Zeitschrift veröffentlicht habe. Ich möchte nun nicht versäumen, mitzutheilen, daß die zwölf Gedichte in Prosa unter dem Titel: „Aus Wald und Flur, Märchen für kluge Leute", gesammelt erschienen sind. Ich finde diesen Titel ganz wunderhübsch; schade, daß er nicht von mir ist! Die Märchen zu schreiben, fand ich gar nicht schwer, aber einen passenden Titel zu finden: dazu langte es nicht bei mir. Doch wo Orest aufhört, fängt Pylades erst an. So gings auch hier. Pylades wußte Rath! Leicht wars wirklich nicht; was hätte ich setzen können? Ich wußte nichts als „wahre Märchen" und weiß auch heute noch nichts Anderes; denn erstens sind die Geschichten Märchen und zweitens sind sie wirklich wahr. Der Wildbach braust wirklich im hintersteiner Thal, der arme Kirschbaum stand bei Hindelang; das Löwenmaul, die Tanne, den Adler, die Distel: ich habe sie Alle wirklich gesehen, habe der Nachtigal gelauscht und Trim vergeblich gewarnt ... Also der Titel ist nicht von mir. Aber die Märchen. Ja, — sind sies wirklich? Was heißt Das eigentlich: Sie sind von mir? Nehmen wir zum Beispiel das erste, die Geschichte von dem Geranium, das über die Mauer klettert und in den Himmel kommt, weil es den Weg der kleinen Leute geht, weil es ein Opferleben dem Genuß vorzieht. Das ist doch nicht von mir! Habe ich denn etwa die Ideen von Altruismus und Sozialismus geboren? Ich habe mich im Gegentheil an den geistigen Quellen Anderer vollgesogen, habe nur wiedergegeben, was ich von Anderen eingenommen hatte. Und die leuchtenden Geraniumblüthen, die die sonnenheiße Mauer in Nizza schmückten: habe ich sie geschaffen? Sie waren da und Tausende sind vor mir auf dem Wege nach Villafranca an ihnen vorbeigegangen und haben — ich weiß es genau — gleich mir gedacht: Was will die Blume in dem Staub? Warum bleibt sie nicht in dem gepflegten kühlen Garten hinter der schützenden Mauer? Ja, gedacht haben sies, nur nicht gesagt. Das ist der ganze Unterschied. Ich für meinen Theil empfand das unwiderstehliche Bedürfniß, es zu sagen. Muß ich mich darob entschuldigen? Man könnte Schlimmeres thun, als Märchen schreiben, denke ich. Jawohl, höre ich Jemand einwenden; aber man braucht sie nicht zu veröffentlichen. Bitte: richten Sie den Einwurf an Herrn M. H. Daß ichs that, daran ist vaterseelenallein der Herausgeber dieser Zeitschrift schuld. Ich schickte ihm die Blätter, als er mir einen versprochenen, aber ungeschriebenen Artikel über die Frauenfrage abverlangte, und die Geschichte gefiel ihm. Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten. Andere mochten sie auch leiden. Ich habe viele freundliche Worte über diesen Weg, in den Himmel zu kommen, gehört; aber auch Tadel. Die „vernünftigen Tadler" meinten, man müsse die Leute, die die Karren für uns schieben, nicht

erst darauf aufmerksam machen, und nichts Anderes sei doch meine Absicht gewesen. Diese letzte Behauptung nun erscheint mir, gelinde gesagt, überwältigend ungeheuerlich. Ich bin nach Nizza gereist in der ausschließlichen Absicht, gesund zu werden, und den Weg nach Villafranca, auf dem ich das Geranium fand, trat ich an, weil ich in dem Wahn befangen war, Bewegung in frischer Luft sei der Zweck des Aufenthaltes an der Riviera. Daß man auf diesem Weg im Staube watet, wußte ich noch nicht und eben so wenig hatte ich die Begegnung mit dem mitleidigen Geranium voraussehen können. Es war purer Zufall von Anfang bis zu Ende. Eine absichtliche Begegnung mit Geranien und Staubwolken hätte ich doch auch in Berlin inszeniren können. Glauben Sie nicht? Nein? Dann kennen Sie Berlin nicht. Und wenn Sie Berlin nicht kennen, zählt Ihr Urtheil nicht, mein Herr. Ich kann Ihnen also nur den dringenden Rath geben, bei Erörterung so wichtiger Dinge zu schweigen.

Also mein Antheil an der Geschichte vom Geranium, das in den Himmel kommt, ist erwiesenermaßen gering; etwas mehr gehört der „duftende Dornbusch" in meinen eigenen Garten, obgleich er eigentlich am Schieferberge steht, ein halbes Stündchen, ehe man zu der Bank bei der „Tanne" kommt, der der Herztrieb ausgebrochen wurde. Der „duftende Dornbusch" ist eigentlich mein Liebling und er theilt wirklich auch das Loos der meisten Schoßkinder, Anderen am Wenigsten zu gefallen. Gerade über den Dornbusch habe ich wenig gehört. Ein naives Herz meinte, ich hätte doch lieber die Rose „nehmen" sollen. Aber nein, gerade nicht; der stille Dornbusch soll auch seinen Sänger haben, der arme, arme Dornbusch, der so viel gelitten hat! Ueber die anderen Märchen habe ich Mancherlei gehört. Die meisten Freunde hat der kecke Trim, der niedliche Teckel, sich erworben. Ein Spaßvogel fragt bei mir an, ob er nicht Memoiren hinterlassen habe und ob Leda etwa ein Tagebuch führe? Mit Erlaubniß des Herausgebers möchte ich diese und andere Zuschriften hier kurz beantworten. Trim hatte noch gar nicht schreiben gelernt, als die Kugel ihn ereilte, und Ledas Aufzeichnungen sind eben so hausbacken-nüchtern und von Langeweile triefend wie sie selbst; es sind meist Rezepte, zum Beispiel „wie man Lockenhaar konservirt", „wie man sich unmerklich bemerkbar macht" u. s. w. Sie selbst beneidet natürlich die Nachwelt um ihre Weisheit; wir denken anders und Gedanken sind zum Glück zollfrei. Sonst müßte der geistreiche Mann viel Zoll bezahlen, der seinen eigenen Reichthum an tiefsinnigen Gedanken in den „Wildbach" hineingetragen hat. Der Wildbach plätschert ja nur, hochwürdiger Herr; Sie dichten ihm die eigene Tiefe an! Keine eigene Zuthat hat noch die liebenswürdige junge Dame zu geben, die die Nachtigal „nicht verstanden hat". Der Tag wird kommen, liebes kleines Fräulein „Anonyma", wo Sie wissen, daß Sattheit Tod, Schmerz aber das höchste Leben ist; dann verstehen Sie auch die Nachtigal, die ihr Leid und ihr Lied sucht. Kommt der Tag nicht, so wars dem Schicksal nicht der Mühe werth; dann tanzen Sie ruhig mit den Mücken oder quaken mit den Fröschen weiter, so wie diese Sumpfgeborenen es in dem Märchen thun. Und damit Ade! Und Glück auf den Weg.

Blankenburg am Harz. Elisabeth Gnauck-Kühne.

Franz Betz.

Fünfundsechzig Jahre ist Franz Betz alt geworden. Nun ist er von uns geschieden und auf den stillen Friedhof droben in Westend hat das Personal der berliner Hofoper ihm das Trauergeleit gegeben. Schon seit drei Jahren wirkte der Künstler nicht mehr an der Stätte seiner langjährigen Erfolge; man hatte ihm im Jahre 1897 den Titel eines „Ehrenmitgliedes" der Hofoper, sein „Herzogthum von Lauenburg", verliehen und in dieser Eigenschaft hat man ihn nur noch ganz selten, allzu selten zur Mitwirkung berufen. So haben wir das traurige Schauspiel erlebt, diesen Stern am Himmel deutscher Kunst langsam verlöschen, nicht leuchtend niedergehen zu sehen. Hätten wir hier in Berlin eine Kunstgemeinde, wie etwa Wien oder München sie besitzen, und eine der Begeisterung fähige, in edlem Sinne erziehlich wirkende Kunstkritik, dann hätte man vom Meister Betz, auch gegen seinen vielleicht durch augenblickliche Mißstimmung erzeugten Widerspruch, wenigstens eine Abschiedsvorstellung erzwungen und Tausende hätten ihrem scheidenden Liebling als Hans Sachs oder Falstaff noch einmal den Beweis ihrer Treue und Verehrung darzubringen vermocht. Doch er ist von uns gegangen ohne Sang und Klang, — wie Albert Niemann und Rosa Sucher! Den wahrhaft Großen scheint in Berlin nun einmal ein frohes Scheiden nicht vergönnt zu sein. Auch der tote Meister ist von der Presse vielfach recht unwürdig behandelt worden. Man hat ihm, der vierzig Jahre hindurch die Deutschen mit seiner Kunst entzückte, ungefähr eben so viele Zeilen gewidmet wie etwa der hundertsten Aufführung der zotigen „Dame von Maxim" in dem keuschen Kunsttempel des mehrfach dekorirten Herrn Lautenburg. Man hat aus dem Konversationlexikon ein paar Daten abgeschrieben, ein paar Hauptrollen aufgezählt, ein paar lauwarme Worte hinzugefügt; und damit glaubte die Presse genug gethan zu haben. Wer damit vergleicht, mit wie herzlicher Wärme jüngst der Tenorist Heinrich Vogl — eine neben Betz klein scheinende künstlerische Persönlichkeit — von der münchener Kritik gewürdigt wurde und welches Ereigniß die Bestattung dieses Tenoristen für alle Gesellschaftkreise war, Der wird die kunstfremde Kälte Berlins bitter empfinden.

Der Baryton Betzens war von ganz ungewöhnlichem Umfang, sein Ton in allen Lagen von so bezauberndem Wohllaut, seine Technik und Aussprache so musterhaft, wie man es heute auf der Opernbühne kaum noch irgendwo finden wird. Und diese bestrickende Einfachheit und Vornehmheit, diese Manchem fast zu weit gehende Zurückhaltung von jedem billigen, rohen Effekt. diese im wahrhaften Wortsinn musikalische Art der Stimmbehandlung! Da wurde nicht auf Kosten der Mitspieler posirt, da gab es keine in Applaussehnsucht gehaltenen Fermaten, wie bei so vielen anderen berühmten Sängern; Betz bot das klassische Bild vornehmer, in Reife abgeklärter Künstlerschaft. Sein Repertoire umspannte die gesammte Opernliteratur. Er war in allen Stilarten heimisch und widerlegte durch sein Beispiel die dumme Legende von der Einseitigkeit der sogenannten Wagnersänger. Er war heute ein Wotan, für den Wagner selbst das begeistertste Lob fand, und morgen ein eben so vollendeter Sprecher in der Zauberflöte oder Luna im Troubadour. Er war die festeste, zuverlässigste Stütze des Spielplanes und auf der Höhe seiner Schaffenskraft kam es nicht selten vor, daß Betz in einer Woche an sechs Abenden in großen Partien auftrat. Im Jahre 1859 debutirte der

damals vierundzwanzigjährige Künstler als Carlos in Verdis Ernani an der berliner Oper, die ihn sofort dauernd fesselte; hier hat er neben Niemann, Wachtel, Fricke, Krolop, der Voggenhuber und Lucca, der Mallinger, Brandt und Lehmann Jahre lang gewirkt. Als Letzter von diesen Größen ist auch er nun uns genommen und nichts mahnt mehr an diese Glanzepoche. Früher waren Rollen wie Don Juan, Lysiart (Euryante), Nelusko (Afrikanerin), Amonasro (Aida), Luna (Troubadour), Hans Heiling, Tristan (Fessonda), Alphonso (Lucrezia), Nevers (Hugenotten), Templer (Templer und Jüdin), Hoel (Dinorah), Asthon (Lucia), Wilhelm Tell, Hamlet, Eberbach (Wildschütz) die berühmtesten Leistungen des Sängers; sein Bestes aber gab er erst später im älteren Fach, das seiner stets nach Behäbigkeit und Humor gravitirenden Persönlichkeit noch besseren Spielraum bot. Da entstanden seine Meisterschöpfungen: Hans Sachs, den er im Jahre 1868 in München als Erster darstellte, Kurwenal (Tristan und Isolde) und vor wenigen Jahren noch der göttlich lüderliche Falstaff Verdis. Und diesem Künstler, der Sachsens überlegenen Philosophenhumor und schlichte Poetengröße eben so zur Geltung brachte wie Falstaffs heruntergekommene Gentilezza und feuchtfröhliche Abenteuersucht, hatte die berliner Kritik, von anderen Virtuosenleistungen verblendet, oft schauspielerisches Talent abgesprochen! Aber Betz war, wenn er auch für leidenschaftliche Darstellungen seinem Temperament nach weniger paßte, ein vortrefflicher Schauspieler. Mit wie rührender Sorge konnte dieser Kurwenal um seinen schwer verwundeten „Herrn Tristan" sich mühen; wie erschütternd hauchte er den Ausruf: „Hat Dich der Fluch entführt?" Und wie fanatisch streng blickte aus Betzens sonst so freundlichen Augen der düstere Saint-Bris der Hugenotten! Wie wundervoll zeichnete er den Seneschal in Boieldieus Johann von Paris, den jovialen Schwerenöther im „Wildschütz" und im Gegensatz dazu „Wotans" tiefernste Gestalt! Diesen Wotan in der Walküre hörte ich noch vor vier Jahren den damals Einundsechzigjährigen ohne Ermüdung mit prachtvoller Stimme singen. Und ich dachte der Worte, die Wagner 1876 über ihn geschrieben hatte: „Will ich einen Mann bezeichnen, den ich wegen vorzüglicher Eigenschaften als einen ganz besonderen Typus Dessen betrachte, was der Deutsche nach seiner eigensten Natur durch nur in ihm anzutreffenden Fleiß und zartestes Ehrgefühl auch auf dem Gebiete der idealsten Kunst zu leisten vermag, so nenne ich den Darsteller meines Wotan, Franz Betz ... Die fast erschreckende Aufgabe hat Betz in einer so vollendeten Weise gelöst, daß ich mit dieser seiner Leistung das Uebermäßigste bezeichne, was bisher auf dem Gebiete der musikalischen Dramatik geboten wurde ... Eine Jahre lange ernste Vorbereitung befähigte meinen Sänger zu einer Meisterschaft in einem Stil, den er durch Lösung seiner Aufgabe selbst erst zu erfinden hatte."

Einfach und vornehm, wie der Künstler, war auch der Mensch Franz Betz: ein zuverlässiger, aufrichtiger, stets zur Hilfe bereiter Freund, einem gutem Scherzwort und einem guten Trunk nicht abgeneigt, aber im Innersten ernst und gewissenhaft. Längst schon hieß er bei den Theaterleuten „Der alte Betz"; und wenn er sich in den letzten Jahren da oder dort herbeiließ, wieder einmal zu singen, dann flüsterten froh auch die Hörer: Ja, Das ist der alte Betz!

Adolf Wolff.

Wer kauft Eisen?

Rasch wechselt heutzutage der Werth der Waare. Eisen, der Träger der Konjunktur, war eben noch der meistbegehrte Artikel der Industrie; heute wird es auf allen Märkten ausgeboten, ohne Käufer zu finden. Die alte Weisheit wird wiederholt, daß die Erzeugungkosten gemindert werden müssen, wenn die Werke rentabel wirthschaften sollen; und da die Arbeitlöhne nicht ohne Weiteres herabgesetzt werden können, so müssen die Transportkosten ermäßigt werden. Die Eisenbahnverwaltungen verschließen sich dieser Erkenntniß nicht, und was zahllose Petitionen und Landtagsdebatten nicht in langen Jahren erreicht haben, Das bewirkt mit einem Schlage die bittere Noth der Zeit. Aus eigenem Antriebe erwägen die Bahnbehörden eine Verbilligung der Frachtsätze für Gießereiroheisen, obwohl auch bisher schon in der Bewilligung von Ausnahmetarifen zu Gunsten der Montanindustrie viel geleistet worden ist. Doch neue Wohlthaten sind dringend nöthig, denn mit dem Absatz der Eisenerzeugnisse hapert es bedenklich. Nur wenige Werke sind noch auf längere Zeit hinaus mit Spezifikationen versehen; die meisten leben von der Hand in den Mund und wissen nicht, ob sie in vier Wochen ein Stück Arbeit haben werden. Die Erzeugung ist zwar fast allgemein bis zum Ende des Jahres vergeben. Das nützt aber nicht, denn die Auftraggeber lassen die Ausführung der Lieferungen, für die sie vorläufig noch keinen Bedarf haben, hinzögern; und so müssen die Werke, trotzdem sie buchgemäß ihre Erzeugung ausverkauft haben, den Betrieb einschränken oder gar stillstehen, bis es den Bestellern gefällt, ein neues Pöstchen der Waare, die sie sich vorsorglich schon vor Monaten gesichert haben, zu verlangen. Sobald aber Aufträge auf Ausführung der früher bestellten Mengen ertheilt werden, werden sie fast ausnahmelos als sehr dringlich angesehen und für ihre Erledigung nur ganz kurze Lieferungfristen gestellt. Daraus erkennt man, daß die Händler zaghaft geworden sind und erst im letzten Augenblick, wenn der Bedarf drängt, Bestellungen — und zwar lediglich auf die gerade gebrauchte Waare — machen und daß ferner die Grossisten nicht über die umfangreichen Lagerbestände verfügen, die ihnen allgemein zugeschrieben werden. Man kann sich wundern, daß die Werke sich eine solche Behandlung gefallen lassen und daß sie nicht darauf bestehen, die bestellten Mengen ohne Pause liefern zu können, wenn sie fertig geworden sind. Die Walzwerkbesitzer fühlen aber, daß nach Ablauf dieses Jahres kaum wieder größere Abschlüsse gemacht werden dürften, und darum suchen sie sich nach Möglichkeit die Gunst ihrer alten Kundschaft zu erhalten. Sie wollen lieber jetzt eine Weile als später dauernd feiern. Das ist ja auch ganz vernünftig.

Im Siegerland waren die Blechwalzwerke so unvorsichtig, auf lange Zeit hinaus sich die Lieferung ihres Bedarfs an Halbzeug zu sichern; sie hatten sich eben, wie viele Schicksalsgefährten, in der Dauer der Konjunktur verrechnet. Nun werden sie von den Halbzeugfabrikanten zu regelmäßiger Abnahme der bestellten Mengen veranlaßt und wissen nicht, wohin sie den unerwünschten Segen abfließen lassen sollen. Sie müssen ihre eigene Kundschaft wieder zu beschleunigter Abholung der in Auftrag gegebenen Erzeugnisse drängen. Dieser Weg wird natürlich nicht gern gewählt. Die Eisenfabrikanten sind so sanft geworden, daß sie mehrfach für Waaren, deren baldige Abnahme in Aussicht gestellt werden konnte, die

im Vertrag festgelegten Preise noch ermäßigt haben. Warum? Weil den Fabriken daran liegen muß, dauernd gleichmäßig beschäftigt zu sein. Sie dürfen sich diese Freiheit, ohne Schaden zu leiden, gestatten; denn die Preise sind — im Gegensatze zu denen des Kohlensyndikates — von den Eisensyndikaten so hoch geschraubt, daß eine kräftige Ermäßigung den Werken noch immer einen ansehnlichen Verdienst lassen würde. Natürlich können solche Konzessionen nur unter der Hand gemacht werden; denn die Verbands- und Syndikats-Leitungen sind — trotz manchen bedenklichen Erscheinungen der letzten Montanbörsen — eifersüchtig darauf bedacht, die alten Notirungen offiziell aufrecht zu erhalten, weil sie es noch immer nicht über sich gewinnen, öffentlich zu gestehen, daß sie sogar noch vor zwei bis drei Monaten entweder die Marktlage nicht richtig zu beurtheilen vermochten oder gar gefärbte Berichte in die Welt hinausgesandt haben. Böse Zungen behaupten, daß den Industrieherren schon längst sehr gut bekannt gewesen sei, was die Glocke geschlagen habe, daß sie aber vorsätzlich ihre Weisheit im tiefsten Herzen bargen, weil — warum soll es nicht offen ausgesprochen werden? — weil sie an den Effektenbörsen Hausse-Spekulationen vorgenommen hatten und sich deshalb für verpflichtet hielten, das künstliche Kursgebäude der Montanpapiere nur noch höher aufzurichten. Ein Eingeständniß der wirklichen Lage und der industriellen Aussichten konnte eben den zu schwindelhafter Höhe emporstrebenden Bau zu früh stürzen. Nur Wenige wissen sich jetzt frei von Schuld und Fehle. Direktoren und Prokuristen, Ingenieure und Buchhalter, Expedienten und Lehrlinge: sie Alle thaten mit und hätten es für ein todeswürdiges Verbrechen, begangen an ihrem Eigennutz, gehalten, Denen die Augen zu öffnen, die nicht an der Krippe standen. Das Bemühen, nach außen hin es bei den früheren Preisnotirungen zu lassen, wird so leicht verständlich. Lange wird dieses Spiel aber beim besten Willen nicht fortzusetzen sein, denn die Konkurrenz der amerikanischen Eisenindustrie pocht schon vernehmlich an unsere Thore und nur eine Preisermäßigung kann Hilfe bringen. Die Beschwichtigungformel, die sagt, dem inländischen Bedarf könne die Unterstützung durch die Zufuhr amerikanischen Roheisens nur willkommen sein, da die deutsche Erzeugung nicht annähernd mit dem Verbrauch gleichen Schritt halten könne, wirkt nicht mehr. Denn die Erzeugung hat in Deutschland schon nachgelassen und trotzdem vermehren sich die Bestände. Daraus geht klar die Thatsache hervor, daß der Konsum nicht nur voll befriedigt werden kann, sondern nicht einmal die ihm zur Verfügung gestellten Mengen aufzunehmen vermag. In Oberschlesien wie in Rheinland-Westfalen wird den Händlern erzählt, von einer Knappheit an Material, wie sie lange Zeit für die Gestaltung der Lage des Eisenmarktes bestimmend war, könne nicht mehr die Rede sein.

Bei dem großen Angebot von Alteisen dürfte schon in den nächsten Monaten in den bisher mit größter Aengstlichkeit festgehaltenen Notirungen für Roheisen eine Aenderung eintreten, die eine förmliche Panik hervorrufen muß. Neue Bestellungen bleiben fast völlig aus; selbst in den Kesselschmieden und in den meisten Konstruktionwerkstätten und Maschinenfabriken, denen sonst die reichlichsten Aufträge zugefallen waren, verlangsamen sie sich jetzt in bedenklicher Weise und nur in den Werkstätten für Eisenbahnbedarf und Schiffsbau geht es vielfach noch lebhafter zu. Am Schlimmsten steht es mit den Röhrenfabriken: der Betrieb ist eingeschränkt, die Lager sind überfüllt, Nachfrage ist nicht vor-

handen. Einzelne Gruppen des Vereins deutscher Eisengießereien wagen wohl, für die nächste Zeit die Preise der Gußwaaren, deren Absatz befriedigend ist, zu erhöhen; es handelt sich dabei weniger um die Bedürfnisse der Bauindustrie als um sogenannten Handelsguß, der von der Konjunktur kaum berührt zu werden pflegt. In dem letzten Jahresbericht des Gießereivereins findet man aber eine Bemerkung, die selbst den Preisaufschlag keineswegs als einen Beweis für die günstigere Gestaltung des Marktes in der vertheuerten Waare erscheinen läßt. Es wird nämlich auf den Mangel an Arbeitkräften, die Steigerung der Löhne und die erheblichen Schwierigkeiten in der Beschaffung von Roheisen, Kohlen und Koks hingewiesen; insbesondere, wird gesagt, war es den Werken, die nicht früh genug entsprechende Abschlüsse gemacht hatten, nur unter beträchtlichen Geldopfern möglich, sich mit den nöthigen Rohstoffen zu versehen. Die hierdurch erhöhten Herstellungkosten führten zu wiederholten Preisaufschlägen, durch die sie bisher aber doch nur unvollkommen gedeckt werden konnten. Die deutschen Röhrengießereien, die sich — zu den bisher hoch gehaltenen Preisen — ihr Eisen kaufen müssen, können überhaupt nicht mehr mit den Werken konkurriren, die selbst ihr Eisen erzeugen und bei dem peinlichen Mangel an Aufträgen mit ihren Verkaufspreisen auf einen Stand herabgehen, auf den ihnen die anderen, auf den Ankauf ihres Eisenbedarfs angewiesenen Fabriken nun nicht zu folgen vermögen, wenn sie nicht mit Verlust arbeiten sollen. Die meisten Gesellschaften entschließen sich deshalb, die Herstellung von Röhren auf unbestimmte Zeit einzustellen. Das wird heute schon als ganz natürlich angesehen; ja, ein großes rheinisches Unternehmen, das trotz der ungünstigen Marktlage die Röhrenerzeugung fortsetzt, macht diese Thatsache ausdrücklich bekannt. Aus diesen Nöthen der deutschen Eisenindustrie soll die mit Hochdruck betriebene Bildung neuer Preisverbände und Syndikate heraushelfen. Die westdeutschen Feinblechwerke, denen es übel genug ergeht, haben die Vorarbeiten für einen Zusammenschluß, die Einschätzung für die Betheiligung der einzelnen Unternehmen, schon beendet; nun beginnt die schwierigere Arbeit, auch die ostdeutschen Gruppen für sich gewinnen. Schlesien mit seinen billigeren Arbeitkräften und billigerer Kohle kann auch billiger seine Erzeugnisse abgeben als das Siegerland oder die Rheingegend; darum sträubt es sich, seinen Waaren den berliner Markt unnütz zu vertheuern, — nur zu dem Zweck, der westdeutschen Konkurrenz einen Gefallen zu erweisen. In der Eisenindustrie ist es besonders schwer, die provinziellen Verbände einheitlich zu leiten, denn ihre Interessen beim Absatz der Erzeugnisse weichen von einander ab. Darum werden auch die Jahre lang fortgesetzten Bemühungen, einen allgemeinen deutschen Walzwerkverband wieder zu begründen, vermuthlich ergebnißlos bleiben; nur in einzelnen Bezirken, wo Herstellung und Vertrieb sich unter gleichen Bedingungen vollziehen, finden kluge Preisvereinbarungen eine feste und stetige Grundlage. Nun rühren sich aber die belgischen Walzwerke; sie wollen eine gemeinsame Verkaufsstelle errichten, der dann auch die Preisbestimmung überlassen bleiben soll. Gegen welche Konkurrenz sich ihre Thätigkeit richten wird: Das kann keinem Eisenindustriellen zweifelhaft sein. Die Noth ist, wie man sieht, auf allen Gebieten groß und es wird schwer halten, durch künstliche Mittel den Bedarf an Eisen zu steigern.

Lynkeus.

Halensee.

Zehn Jahre ist es jetzt her. Viel ärger als in Berlin, dachte ich, kann auch in Kairo die Hitze nicht sein und beschloß deshalb, auf ein paar Tage nach Egypten zu fahren. Im höchsten Hochsommer. Natürlich nur der langen Wasserfahrt wegen, deren Wirkung von manchen Neurologen gerühmt wird. Oder wurde? Man weiß als leidender Laie nie, wo die sogenannte ärztliche Wissenschaft gerade angelangt ist. Mit den neuen Heilmitteln gehts ja wie mit den neuen Genies, die an der Spree entdeckt werden: sie halten selten länger als eine Saison. Vielleicht werden jetzt die Nervösen wieder von der See weggescheucht und bei lebendigem Leibe in Lichtkästen geschmort. Im August hatte man freilich schon damals auch in Kairo Heliotropismus genug; und von einer Lieferantin, mit der selbst die A. E.-G. nicht konkurriren kann. Jedenfalls war es wunderschön. Keine Briefe. Keine Zeitungen. Kein Telephon. Und jeden dritten oder vierten Tag betrat man für ein paar Stunden ein neues Land, einen fremden und in seiner Fremdartigkeit interessirenden Boden. Nach Amsterdam und Genua sollte nun Port Said kommen. Endlich also Afrika, das wirkliche, nicht das Coulissenreich Selikas . . . Es war schon dunkel, als unser Kapitän festmachen ließ. Sobald die Kulis mit ihrer von Fackeln umlohten Kohlenladung in Sicht waren, wurden auf dem Schiff alle beweglichen Gegenstände in Sicherheit gebracht und vor den verrammelten Kabinen bezogen die kräftigsten Stewards die Wache. Unter wüstem Geheul stürzten die schwarzen Kerle in ihren bunten Fetzen an Bord. Gleich nach Mitternacht, wenn die Kohlen fürs Rothe Meer und das elektrische Riesenlicht für den Suezkanal an Bord gebracht waren, sollte es weiter gehen, über die öde Kohlenstation Perim nach Singapore und Batavia. Ein Pflanzer, der mit einer in Oesterreich gefreiten jungen Frau Tabackbauens halber nach Neu-Guinea zurückkehrte, übernahm als Orientkenner die Führung; so gings denn hastig „an Land". Eine Dame aus Holländisch-Indien, eine für Siam bestimmte Gouvernante, etliche hamburgische Commis — Schiffsvermerk: Singapore —, ein früherer Kapitän und jetziger Carousselbesitzer und ich staunender Kairopilger, wir folgten gehorsam unserem kundigen Piloten, der uns sofort einen praktischen Kursus in angewandter Kolonialpolitik gab. Unsere arabischen Barkenführer forderten nämlich für die knapp drei Minuten währende Ueberfahrt einen Sixpence pro Person; ob solcher Dreistigkeit wurden sie aber mit einer Sturzsee polyglotter Schimpfwörter überschüttet, die mir stummem Zuhörer sofort deutlich zeigte: Das ist die Art, mit Afrikanern umzugehen . . . Nicht von der Vollmondlandschaft, nicht von dem betäubend bunten Orienttreiben, auch nicht von unseren schüchternen Versuchen im Nargileh-Rauchen — Hobble-Bobble nennen die Engländer onomatopoetisch das für europäische Durchschnittlungen verhängnißvolle Instrument — will ich hier heute berichten;

nur von ein paar Schaustellungen, die bei nächtlicher Weile den Port Said-Bummler locken. Also zuerst eine böhmische Damenkapelle, aus Karlsbad, wo sie alle herkommen; fahlblonde oder auch hochroth gefärbte Mädchen, die man nach Afrika verschleppt hatte, auf daß sie den Wanderer mit dem schönen Liede überfallen möchten: „Gigerl sein, Das ist fein, Gigerl kann ein Jeder sein!“ Das gab ein patriotisches Entzücken, als unsere Hamburger den Text johlten! Daneben ein kleines Roulettezimmer, in dem ich Keinen glücklich enden sah, mit Ausnahme eines offenbar in das Geschäftsgeheimniß Eingeweihten. Dann ein Cirkus, wo unter nationalem Jubelgeheul sämmtlicher Schwarzen ein französischer Preisringkämpfer nach sechs Minuten von einem Mohren in den Sand geschleudert wurde. Welchen Triumph hätten wir gefeiert, wäre ein deutscher Kämpe von der Kraft und Ausdauer des seligen Abs zur Stelle gewesen! Er fehlte; und unser patriotisches Empfinden erlitt einen zweiten Stoß, da man uns zehn kleine Esel — zur Reise in das Araberviertel — unter dem in Egypten damals üblichen Anpreisungnamen Un Bismarck anbot. Die lieben Thierchen haben seitdem ihre Namen recht oft geändert und sie, die vor 70 nach der schönen Kaiserin Eugenie genannt wurden, sollen, wie der Vicomte de Vogüé mir mit wehmüthigem Lächeln erzählte, im vorigen Winter als Un Dreyfus ausgeboten worden sein, — parce que Dreyfus meilleur homme du monde, sagten die europäisch gebildeten Treiberjungen. Anno 90 war der für die Weltgeschichte weniger beträchtliche Bismarck noch in Egypten berühmt. Aber auf einem so merkwürdig benannten Esel reiten: Das ging doch wirklich nicht. Eben wollten wir ärgerlich zum türkischen Kaffee rückkehren, als zwei braune Kerle in gelben Kitteln herandrängten und, mit listigem Blinzeln und in heißen Kehllauten, uns ins Ohr raunten: Petit harem!? Dabei wiesen sie in eine Seitengasse, wo es sehr dunkel dämmerte. Ein kurzer Kriegsrath, eine Auseinandersetzung des weißen Pflanzers mit den braunen Haremswächtern: Wir können mit den Damen hin, es ist ungefährlich. Und schließlich waren wir ja in Afrika ... Unsere aus dem Böhmerwald nach Neu-Guinea übersiedelnde anmuthige Dame aber konnte sich lange nicht von dem Eindruck erholen. Während der ganzen neunzehnstündigen Suezkanalfahrt, die wir, nach Luft schnappend, bei Eislimonade verseufzten, kam sie immer wieder darauf zurück: so weit gehe denn doch in Europa die Hüllenlosigkeit öffentlich nicht vor Mägdelein wohl nicht und es sei ein wahrer Segen, daß in Port Said kein Tabak gebaut werde. Die hamburger Commis kicherten, ihrer Sankt-Pauli-Erinnerungen voll, der Carousselbesitzer schmunzelte und ich suchte später die Frau Pflanzerin durch einen ausführlichen Schreibebrief zu beschwichtigen, in dem ich ihr vom Wintergarten und vom Metropol-Theater erzählte und mich zu beweisen mühte, daß es unter unserer kühleren Sonne auch nicht viel besser sei.

Eigentlich ists ganz dumm; aber ich muß an Port Said denken, so

oft ich nach Halensee komme. Dabei keine Spur von Aehnlichkeit. Wirklich. Von der eisernen Ringbahnbrücke hat man abends, wenn die Signallaternen durch die Dämmerung leuchten, ja ein recht hübsches Bild; aber an Egypten erinnert es gar nicht. Der See, in dem an Sommertagen zehntausend Berliner sich den Staub abspülen, ist nur vom Försterweg aus zu sehen und ähnelt dem Mittelmeer nicht, das Kaffeehaus an der Ecke ist nicht in türkischem, sondern in berlinischem Dutzendstil ausgestattet und orientalische Gestalten habe ich wenigstens in der Originaltracht noch nie hier erblickt. Und doch ist die Assoziation jedesmal da. Vielleicht, weil die meisten Berliner nach Halensee der selbe Reiz lockt, der in den petits harems von Port Said wirkt?

Abends freilich nur und nur in die vordersten Häuser, die durch Markt und Brücke vom Kurfürstendamm getrennt sind. Am Tage ists ein ruhiger Ort, die Heimstätte stiller Bürger, unter denen sogar ein leibhaftiger Fürst zu entdecken ist, und selbst im Sommer geht es nur zwischen Bahnhof und „Sportseebad" etwas lebhafter zu. Nachmittags erst wird es dann lauter. In elektrisch getriebenen Wagen, in Taxametern, Viktorien und Kremsern rasseln die Leute vorbei, die durch die zierlich gepflegten Straßen der von Bismarck und Booth geschaffenen Kolonie Grunewald nach Hundekehle, Paulsborn oder Onkel Toms Hütte wollen. Die Mittelschicht macht in Halensee gern Station. Zwar können in den großen Gärten Familien nicht mehr Kaffee kochen, aber sie dürfen die Kuchendüte mitbringen und für zehn Pfennige einem Militärkonzert lauschen, ehe sie weiter wandern, Kleins Bismarckdenkmal, Mendelssohns und Fürstenbergs Luxusvillen bewundern und in der Hagenstraße am Thor eines schmucken Sanatoriums den Namen Chrysanders lesen, der mit humaner Kunst hier jetzt, wie einst neun Jahre im Sachsenwald, leidende Menschen pflegt. Drei elektrische Bahnen führen nach Hundekehle; und da Radfahrer und Automobilisten den Weg besonders lieben, fehlt von Vier an keine Art großstädtischen Geräusches. Doch den Hauptlärm bringt erst der Abend. Wenn die Geschäfte geschlossen sind, thun die Pforten der Tanzlokale sich auf. In dichten Kolonnen strömen dann die nach Vergnügen, Abenteuern und Gewinn Langenden herbei, die man vom Herbst an im Wintergarten, im Apollo-Theater und bei Herrnfelds sieht: Studenten, Commis, junge Beamte, bessere Bummler, Konfektioneusen, Ladendamen, Putzmacherinnen und Prostituirte. Wenn sies irgend erschwingen können, haben sie ein Rad und strampeln sich selbst ins Gelobte Land. Früher waren bei den mit leiblichem Piedestal ausgestatteten Jungfrauen Bloomers beliebt; jetzt herrscht fast unumschränkt der getheilte Rock. Das Tanzbild sieht seitdem nicht mehr so lustig aus; es war nett, ein paar Dutzend frischer oder frisch geschminkter Mädchen in hellen Blousen und kurzen Höschen herumspringen zu sehen. Doch auch jetzt giebts in Halensee noch Allerlei zu schauen.

Draußen drängen Dienstmädchen, Lehrlinge, Kinder sich ans Draht-

gitter. Rothe Husaren schmettern kriegerische Märsche. Ueber der von groben Handwerkerfingern geformten Kaiserbüste leuchtet die Auerflamme. Ab und zu radelt ein neues Mädchen herbei, springt behend aus dem Sattel, zupft Rock und Korsett zurecht und führt die Maschine behutsam in den Stall, wo, neben dem Ausschank, in ganzen Haufen schon die Stahlrosse stehen. Dann einen schnellen Blick in den Garten, ob Bekannte da sind, denen die freiwillige Leistung eines Schnitzels mit Bratkartoffeln zuzutrauen ist, — und dann, wenn kein solcher Krösus die Traute herbeiwinkt: auf in den Kampf um den Mann! Zum Glück sind im Tanzsaal alle Fenster offen; sonst wäre es vor Qualm und Schweißgeruch nicht auszuhalten. An den Wänden Hohenzollernbilder; der Große Kurfürst, der Alte Fritz, die drei Kaiser; sogar das Portrait der Kaiserin haben Pietätlose in diese Stätte böseſter Lust geschleppt. Mit den Kellnern, deren fahle Gesichter die stille Siegesgewißheit der von der Gunst der schönhüftigen Göttin Begnadeten zeigen, werden vertrauliche Grüße getauscht; sie müssen oft pumpen, bis der Gebieter der nächsten Nacht gefunden ist. Die besten Kundinnen faßt auch wohl der korrekt in Schwarz gekleidete Maître unters Kinn, wenn gerade Pause ist und er nicht die Nickelstücke zu sammeln braucht, die nach jeder der kurzen Tanzmusiken zu entrichten sind. Natürlich zahlen, wie auf allen Tanzböden, nur die Kavaliere; die holden Damen haben, als ersehnte Attraktionen, das Vergnügen umsonst. Wenn sie brav sind, entschädigen sie den Wirth durch fleißiges Animiren der Biervertilger; Manche kitzelt sogar eine Flasche Mosel heraus. Das Ganze hat keinen orgiastischen Zug, nicht einmal die brünstige Stimmung, die nach Mitternacht bei Bullier und im Moulin Rouge zu spüren ist. Das giebt es in Berlin eben nicht. Trotz Hitze und Schweiß geht es kühl und geschäftlich zu. Nichts von ausgelassenem Uebermuth. Nebenan, wo auf einer Gartenbühne Couplets gesungen und Einakter aufgeführt werden, jauchzt das kleinbürgerliche Publikum manchmal wonnig auf, wenn der Komiker ein Mauschellied singt oder die Soubrette Ohrfeigen austheilt. Hier aber herrscht äußerlich die strengste Wohlanständigkeit und nur das schrille Lachen einer Prostituirten, die sich beim Cigarettenpaffen verschluckt hat, lehrt auch die Naiven mitunter den wunderlichen genius loci kennen.

Auf das Lachen folgt aber der Ernst; erst das Geschäft, heißt es auch hier, und dann das Vergnügen. Viele Mädchen sind mit ihrem „Verhältniß" oder allein gekommen, tanzen sich, nachdem sie den langen Tag über an der Maschine gesessen oder hinter dem Ladentisch gestanden haben, tüchtig aus, schäkern ein Bischen und radeln dann zufrieden hinter ihrem Acetylenlämpchen nach Hause; drei Stunden Schlaf, Coldcream und Puder, rasch das Ondulireisen ins Haar, das noch gräßlich nach kaltem Cigarrenrauch riecht, die Wochentagsbroche und den werthheimischen Hut, — und die Frohn geht wieder los. Das sind die „Anständigen", die der Kellner von oben herab

behandelt. Die Anderen aber, denen fast immer die Mehrheit sicher ist, sind mit sehr reellen Absichten gekommen. Sie schweifen mit suchendem Auge umher, halten alte Freunde in den Ecken fest, pfeifen patriotische Weisen mit und werden beim Weichen der Nacht höchst aggressiv. Die Wirthin wartet auf die Wuchermiethe, der Canotierhut geht im September nicht mehr und für das neue Foulardkleid sind erst zehn Mark angezahlt. Wenn im Tanzsaal kein Pachtvertrag abzuschließen ist, ziehen sie ins Kaffeehaus an der Ecke, das am Tage verödet ist, und lauern bei Eischokolade den Nachzüglern auf.

Petit harem? Nein. Nicht einmal ein nackter Arm ist zu sehen. Jeder Ballsaal der guten Gesellschaft bietet reichlichere Fleischbeschau. Hier ist eine Börse, wo der den keuschesten Herzen unentbehrliche Bedarf im freien Spiel der Kräfte durch Angebot und Nachfrage geregelt und befriedigt wird. Jede Großstadt braucht solche Orte; und es ist immerhin hübsch, daß der Weg hierher die Besucher für eine kurze Abendstunde in reinere Luft führt.

Halb Elf. Wir können noch einen Blick ins Theater werfen. Der Garten ist leer; gegen die Konkurrenz nebenan ist nicht aufzukommen. „Dir wie mir oder: Dem Herrn ein Glas Wasser!“ Das wurde mit Liedtke, Mittell und Sonntag früher auf großen Bühnen gegeben. Lang, lang ists her. Hier trägt die Baronin und steinreiche Wittwe eine ziegelrothe Wollblouse, das Kammermädchen, das mit einem Kaisersekt schlürfenden Herr in der ersten Reihe kokettirt, läßt einen Brillantring am dicken Finger funkeln und der Anwalt und Bonvivant brüllt wie ein Marktschreier. Der Mann hat Recht. Die spärliche, weithin verstreute Schaar, die ihren Groschen Entree bezahlt hat, will für das Geld doch was hören. Und sehen. Deshalb hat der galante Held, dem ein Blumentopf auf den Kopf gefallen ist, sich wie ein Müllerbursche von oben bis unten mit Mehl bestreut. Er übertreibt, — muß übertreiben, weil er für die Wirkung ins Weite gemiethet ward. Ist die Frage des Schauspielerstils nicht zuerst und zuletzt eine Raumfrage? Die griechischen Mimen haben sicher fürchterlich übertrieben; und die Chinesen, bei denen ein Drama mit Mord und Totschlag Tage oder gar Wochen lang dauert . . .

Diese Chinesen! Hier sogar wird man sie nicht los. Ein Khakimann taucht aus dem Dunkel auf, ein blonder Bengel mit einem Westpreußengesicht, dem der breite, häßliche und gewiß auch unpraktische Strohhut gar nicht steht. Trotzdem ist er umworben. Der arme Kerl soll, bevor er von Europa scheidet, doch einmal noch einen guten Tag haben. Pilsener, Cognac, Cigarren werden ihm angeboten. Wenn ich Reporter wäre, machte ich aus der Sache schnell eine „patriotische Kundgebung“ fürs Morgenblatt. Und für die gute Nacht scheint auch schon gesorgt. Neidisch blicken die Berufsgenossinnen auf die strohblond Gefärbte, die seinen Arm erwischt hat. „Der Krieger zieht als Schildwache hinaus, in seinem Arm da hält er die Muskete . . .“ Petit harem?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.